Schweizer kämpfen in Spanien

Erlebnisse der Schweizer Freiwilligen in Spanien

Herausgegeben von der Interessengemeinschaft
Schweizer Spanienfreiwilliger

Redigiert von Max Wullschleger

Verlag der Buchhandlung Stauffacher Zürich

Copyright Juni 1939 by Verlag der Buchhandlung Stauffacher
Zürich, Lutherstrasse 6

Druck: Genossenschaftsbuchdruckerei Basel

Schweizerbürger, Schweizerbürgerinnen!

Wir aus Spanien zurückgekehrten Freiwilligen begrüßen mit diesem Buch unser Heimatvolk. Wir wollen damit zeigen, wofür und für wen wir gekämpft haben, warum so viele Schweizer, die jetzt in der Erde Spaniens ruhen, aus eigenem Entschluß ihr Leben für die Sache des spanischen Volkes einsetzten.

Wir haben unseren gefallenen Kameraden versprochen, nie mehr vom Kampfe für die gemeinsame Sache abzulassen. Wir haben ihnen geschworen, immer und überall für die Freiheit der Völker, für die Unabhängigkeit unseres Landes, für die demokratischen Rechte unseres Volkes einzutreten.

Mit diesem Schwur und diesem Vermächtnis im Herzen sind wir in die Heimat zurückgekehrt. Von den einen gelobt und bejubelt, von den anderen geschmäht und gehaßt, so wurden wir empfangen.

In der Heimat sehen wir, statt der so notwendigen Einigkeit des Volkes, Hader und Zerrissenheit. Das Volk ist gespalten und das kann in den kommenden Ereignissen, wo es gilt, Widerstand zu leisten, unser Land teuer zu stehen kommen. In Spanien haben wir gesehen, welche gewaltige und entscheidende Kraft die Einheit des Volkes ist, und wir alle haben die Ueberzeugung gewonnen, daß ohne diese Einheit ein erfolgreicher Widerstand nicht möglich ist.

Wir versprechen, unsere Kraft, die wir dem spanischen Volke zur Verfügung gestellt haben, in den Dienst der Schweiz, unserer Heimat zu stellen. Die Schweiz muß verteidigt werden! Ein Bollwerk der Freiheit, der Demokratie und der Unabhängigkeit muß unser Land sein. Ein Bollwerk, das allen Stürmen der Zeit trotzt, so wie unsere Berge allen Stürmen der Natur trotzen.

Für die Verteidigung dieser unserer Heimat stellen wir uns zur Verfügung mit Hand und Herz und unserem ganzen Leben.

Die Interessengemeinschaft der Schweizer Spanienfreiwilligen.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Die Interessengemeinschaft der Schweizer Spanienfreiwilligen an das Schweizervolk	5
Madrid! Gedicht von Dr. Hans Mühlestein	7
Söldner oder Freiheitskämpfer?	9
Die ersten Freiwilligen in Spanien	21
In Asturien und im Baskenland	58
Schreckensnächte von Madrid	68
Aus dem Tagebuch einer Samariterin	78
Soldat der Internationalen Brigaden	99
Im Bataillon „Tschapajew"	151
Otto Brunner	153
Sturm auf Valsequillo	155
Wie die Faschisten hausten	161
Der Jüngste der Spanienkämpfer	166
Spanische Frauen	173
Batterie „Thälmann"	177
Anti-Tank	182
Republikanischer Flieger	191
Ein bewegtes Leben	193
„Commune de Paris"	196
Bataillon „6. Februar"	198
„Was haben wir ihnen getan?"	206
Auf der Gandesastraße	209
Militärchauffeur	213
Flüchtlingstransport	218
Die Ebro-Offensive	221
Am andern Ufer des Ebro	230
Einige Erinnerungen	256
Ich hatt' einen Kameraden	262
Max Doppler	268
Ein Gespräch mit Genfer Freiwilligen	274
In die Heimat zurück	278
Die Volksfront Spaniens an die Freiwilligen	284
In Francos Kriegsgefangenschaft	286
Die Amnestiebewegung	297
Militärische Lehren aus dem spanischen Krieg	302
Für die Freiheit gefallen	320
Liste der in Spanien gefallenen Schweizer	321
Was Schweizer Demokraten über die Spanienkämpfer sagen	327

Schreckensnächte von Madrid

Als ich gestern Nacht versuchte, den ersten großen Brand des belagerten Madrids zu sehen, hatte ich nicht geglaubt, daß ich heute inmitten eines Flammenmeeres telefonieren würde.

Vierundzwanzig Stunden bereits bewegen wir uns zwischen Blut und Flugasche.

Für Augenblicke scheinen sich uns die brennenden Mauern zu nähern und das Blut wie bei der Flut zu steigen.

Heute Nacht kann niemand damit prahlen, sicher zu sein, die Morgenröte des nächsten Tages zu sehen, mit dem der fünfte Monat des Krieges in Spanien beginnt.

Was man sieht, ist so grauenhaft, daß ich darauf verzichte, es zu beschreiben und ich werde es nur wie ein Buchhalter chronologisch notieren.

Was ich damit erreichen werde, wird nur eine einfache Buchführung des Schreckens sein. Aber es wird auch ein Zeugnis sein, das anzuerkennen ich auch für das Unwahrscheinlichste verlange.

Es ist zwei Uhr morgens der Nacht von Montag auf Dienstag. Der Konvent von St. Jeronimo, wo sich in Zeiten, die ferner scheinen als der Trojanische Krieg, Alfons XIII. mit der Prinzessin Victoria vermählte, stürzt in einen Haufen brennender Asche zusammen. Aber das Feuer erlischt nicht, wie die Sonne im Reich Karls V. nicht unterging.

Ein anderer Brand steigt im Konvent der Brüder Trinitarios auf, in dem der Don Quijote zum erstenmal gedruckt wurde. Die Revolution hatte das Kloster in ein Altersheim umgewandelt. Die Bombe war in die Schlafsäle gefallen.

Und die bedauernswerten Alten, hinkend auf ihre Krücken

gestützt, und sich langsam weiterbewegend, sind halbnackt aus diesem brennenden Trümmerhaufen geflohen.

Ein paar Stunden verhältnismäßiger Ruhe. Der erste Luftangriff um 5 Uhr morgens bedeutet den Anfang einer ganzen Serie von Angriffen, Massenmorden und Feuern, die im Augenblick dieser Niederschrift unerbittlich andauern.

Das ununterbrochene Klingeln der Ambulanzen, die in den Straßen der Stadt die Verwundeten bergen, ist kaum verstummt, als die Sirenen von neuem aufheulen und Alarm geben.

6 Uhr 30. — Die Milizen gehen zwischen dem Casa de Campo und der Universitätsstadt zu zwei Angriffen vor, um zu verhindern, daß die Aufständischen ihren vorgeschobenen Posten zu Hilfe kommen können. Den Lärm der Kanonen hört man ohne Unterlaß. Die Ambulanzen bringen ganze Lasten von Verwundeten in die Hospitäler. Der Kampf ist unentschieden. Man tötet und man stirbt ohne zurückzuweichen, wie es die Tradition verlangt.

9 Uhr. — Ein neuer Luftangriff. Ich komme gerade aus der Telefonzentrale, als ein riesiger «Schwarzer» über die Gran Via zieht. Dem Geräusch der Explosion nach dürfte eine Bombe in die Nähe des Südbahnhofes gefallen sein. Ich habe keine Zeit, es nachzuprüfen. Die Flugzeuge sind von neuem über der Straße. Eine Bombe explodiert ganz nahe, wahrscheinlich in der Umgebung des Capitol.

10 Uhr 15. — Lastwagen fahren in nördlicher Richtung. Die Aufständischen haben einen wütenden Angriff auf die Uebergänge des Guadarramagebirges eröffnet. Der Verteidigungs-Ausschuß, der jetzt ununterbrochen seine Sitzungen abhält, schickt Verstärkungen, um die Lücken in den Stellungen aufzufüllen. Menschen, Matratzen mit sich schleppend, strömen in die Eingänge der Untergrundbahn, um sich dort zu verstecken, zu schlafen und das Ende abzuwarten.

Mittags — Schrapnells pfeifen um den Spanischen Platz. Der Ort wird von neuem gefährlich. Die Männer fliehen, ohne zu wissen, wohin; die Frauen, vor Schreck erstarrt, weinen, knirschen mit den Zähnen vor Wut, fallen getroffen um. Die Angst steigt wie ein Flut, in der Madrid versinkt. Unter dem Pfeifen der Granaten beben die Fenster, die sich von selbst öffnen, der Mut sinkt.

Zwischen 13 und 14 Uhr höre ich von allen Seiten Explosionen. Aber ich kann nicht feststellen, woher sie kommen. Es ist unmöglich, diesem methodischen Massenmord zu folgen,

der entschlossenste Wille kann nur wirre Eindrücke wiedergeben, das Herz schlägt höher, aber die Ohren klingen und die Uebersicht verliert sich. Man hofft, daß das Erlebte nur ein Alpdruck sei und ein baldiges Erwachen diese blutigen Trugbilder zerstöre. Es kann nicht sein.

16 Uhr 15. — Ich gehe die Gran Via in der Richtung des Telefongebäudes hinauf. Eine Granate fällt in ungefähr 30 Meter Entfernung auf die Straße, aber sie explodiert nicht. Die Menschenmenge, die erst flüchtete, nähert sich nun. Ein Milizionär, etwas beleibt, beugt sich, hebt die Granate auf und trägt sie so in seinen Armen fort, als ob ein Weinhändler eine Flasche edlen Traubensaftes hielte. Das Bombardement dauert noch eine halbe Stunde.

Fünfzehn Granaten schlagen im Telefongebäude ein. In allen Gängen des riesigen Gebäudes liegen Telefonistinnen, die Angestellten und die Milizionäre, so weit wie möglich von den Fenstern ab, am Boden. An die Wand gedrückt, erstarrt.

17 Uhr 30. — Eine andere großkalibrige Granate zerstört die Ecke der Zentrale, durchlöchert die Fenster und verletzt zwei Fußgänger tödlich. Man schleppt die beiden armen Teufel in die Halle meines Hotels, das gegenüber liegt und bettet sie in ein paar große Lehnstühle. Das Blut fließt auf den Bodenbelag der Halle herunter. Die Vorübergehenden treten achtlos in die Blutlachen. Die blutigen Sohlen drücken sich abwechslungsweise auf den schwarzen und weißen Fliesen wie unheilvolle Zeichen ab.

18 Uhr 30. — Ein Regen von Granaten geht über das Zentrum nieder. In der Telefonzentrale flüchten neun Zehntel der Letzten, die noch in diesem Gebäude ausharren, in die Keller. Aber die unbedingt erforderlichen Telefonistinnen bleiben auf ihren Posten, den Hörer am Ohr. Die Berichterstatter, die gerade ihre Artikel durchsagen, diktieren diese ungestört weiter. Von 20 Uhr bis 21 Uhr 30 dauert das Bombardement pausenlos an. Gran Via, San Bernardo und Arguelles beben unter dem Donner der Explosionen, die wie ein Gewitter über die Dächer fegen. Frauen und Kinder flüchten nach allen Richtungen hin. Die Puerta del Sol brennt. Der Carmen-Markt brennt. Das Viertel von Corredera brennt.

Ich komme mit zwei Kameraden aus der Telefonzentrale. Wir versuchen, uns in dieser vom Glanz des Todes umfangenen Atmosphäre, diesem Schreien und Stöhnen, zurechtzufinden.

Drei Granaten drücken uns an eine Wand, zwingen uns,

zwischen den Holzbaracken des Carmen-Marktes, der wie eine Schachtel Streichhölzer brennt, Zuflucht zu suchen.

Zwischen zwei plötzlich auftauchenden Lichtscheinen arbeiten wir uns durch eine zusammengedrängte, zitternde und klagende Menschenmasse hindurch, um in einem Keller Unterschlupf zu finden.

Wir kehren ins Hotel Gran Via zurück. Die Explosion hat die Wasserleitung zerstört, ein breiter Strahl verwischt die letzten Blutspuren, und auch die Abdrücke der roten Sohlen auf dem Fliesenboden.

Frauen, die in Decken eingehüllte Kinder an sich drücken, schleifen, an ihre Röcke geklammert, kleine Jungen mit sich, trockenen Auges, aber mit ängstlichem Blick und schlotternden Knien; alte Frauen schleppen einen Kanarienvogel in seinem Käfig mit; Greise, erschrockener als kleine Kinder, stoßen und drängen sich, um in die Hotelhalle zu gelangen, geraten auf der Kellertreppe aneinander und sind bei jeder neuen Explosion bestürzter.

Um 21 Uhr 30 hört das Bombardement plötzlich auf. Die Menge zweifelt noch, traut ihren Ohren nicht, sie frägt und sieht sich mit dem Ausdruck unerwarteter Freude an. Ist es wirklich so? Ist es möglich? Ja, es ist Wahrheit. Aber in allen Teilen der Stadt brennt es, der rote Feuerschein dehnt sich über hundert Häuser, über zwanzig Straßen aus, das Feuer hüllt uns ein, bedroht das Zentrum von Madrid, rückt näher. Riesige Rauchwolken streben zum Himmel, die nächtliche Straße rötet sich wie beim Sonnenuntergang.

Bilanz des Tages: 250 Tote, 600 Verwundete, nach zuverlässig scheinenden Schätzungen.

Der erste Tag systematischen Bombardements hat Madrid zu einem Friedhof zwischen Trümmern verwandelt.

Was wird morgen sein?

Wenn einer Vergleiche ziehen wollte, so müßte man ihm sagen, daß Madrid ein See von Blut ist, der ein Feuer widerspiegelt.

Aber die Tatsachen sagen mehr als alle Vorstellungen.

Ich habe schon einmal gesagt: Ich bin nur ein Chronist des Schreckens, ein passiver Zeuge.

Es sei mir daher erlaubt, eine Bemerkung abzugeben: das stärkste Gefühl, das mich heute bewegt hat, ist weder die Angst noch der Ingrimm noch das Mitleid: **Es ist die Scham!**

Ich schäme mich, Mensch zu sein, wenn die Menschheit solcher Massenmorde an Unschuldigen fähig ist.

Oh, altes Europa, immer mit Deinen kleinen Spielen des Zufalls und Deinen großen Intrigen beschäftigt. Gebe Gott, daß Dich all dieses Blut nicht ertränke!

Was nun folgt, ist keine Anklage.

Es ist eine mündliche Buchführung.

Ich führe die Ruinen auf, ich zähle die Toten, ich wäge das vergossene Blut ab.

Alle Eindrücke des gemarterten Madrids, die ich vor Euren Augen aufzurollen versuche — die meisten widerstehen der Beschreibung — habe ich selbst gesehen. Man kann mir glauben. Ich verlange, daß man mir glaubt ...

Ich befasse mich weder mit der Propagandaliteratur noch mit den verfälschten Darstellungen der Auswärtigen Aemter. Ich bin weder Anhänger der Parteien noch der Kirche. Hier ist mein Zeugnis. Ihr selbst sollt urteilen.

* * *

Die ersten Bombardements Madrids begannen am 4. November mit der systematischen Belagerung der Stadt. Aber der methodische Massenmord der Bevölkerung setzte erst am 16. November ein.

Viele Frauen und Kinder wurden an den vorhergehenden Tagen getötet, besonders in der Nähe des Flughafens Cuatro Vientos. Es waren Zufälle des Krieges. Die blinde Artillerie kann nicht unschuldige Opfer vermeiden und die bewaffneten Streitkräfte töten. Man wird nicht protestieren und sich nicht empören, weil eine alte Frau, die, einen Kilometer von der Feuerlinie entfernt, Ziegen hütete, von einer Granate zerrissen wurde. Das ist der Krieg.

In der Nacht des 16. jedoch war es anders.

*

Die Dunkelheit in Madrid ist so intensiv, daß man sie mit dem Messer durchschneiden könnte. Man sieht den Himmel nicht, aber man sieht uns von dort oben.

Rauschen, Summen, Lärmen, das anschwillt und tiefen Eindruck macht; die feindlichen Flugzeuge sind es. In dieser Finsternis können die Jagdflugzeuge der Regierung sie nicht verfolgen. Ohne Verteidigung hören wir über uns dieses musikalische Schwingen des Motorenlärms, Impresario des Todes.

Gedämpfte Detonationen, später durch und durch gehende Explosionen.

Scheiben, die leise klirren.

Fenster, die sich gespensterhaft öffnen.

An alle diese Geräusche gewöhnen wir uns bald: die eiligen Schritte der Flüchtenden, die grellen Schreie der Frauen, die ihre Köpfe in den Taschentüchern verstecken, das Kommen und Gehen der Männer, die festen Fußes auftreten, um sich selbst zu überzeugen, daß sie keine Angst haben.

Und vor allem, vor allem, das Klopfen des Herzens, das immer schneller, immer schneller schlägt ...

Die ersten Bomben zerstören das Hospital San Carlos.

Die dazu noch fähigen alten Leute stürzen aus ihren Schlafsälen, drängen sich auf den Treppen, erdrücken sich gegenseitig in den Kellern, streiten sich in fieberhafter Erregung mit ihren schwindenden Kräften um die «besten» Plätze. Die Kranken und Invaliden werfen sich auf den Boden und verstecken sich unter ihren Betten. Man wird sie morgen früh noch an derselben Stelle finden; fünf oder sechs von ihnen, verrückt geworden, muß man mit Gewalt von diesen sinnlosen Zufluchtstätten wegholen.

Ein Bombenregen geht auf das ganze Viertel zwischen dem Cortes-Platz, der Atocha-Station und der Leonstraße nieder.

In der Augustinstraße brennt ein Haus, das, wie die Erde von der Pflugschar gewendet wird, von oben bis unten gespalten ist und den Brand auf das gegenüberliegende Haus überträgt.

Wollte man etwa das Palace Hotel treffen, in dem tausend Verletzte untergebracht sind? Ich weiß es nicht. Jedenfalls ist es mathematisch genau von vier Bomben getroffen worden. Die Explosionen haben Scheiben von einem Zentimeter Stärke zum Bersten gebracht. Wie im Hospital San Carlos flüchten auch hier die Kranken aus ihren Betten so gut sie nur können. Die Verbände lockern sich, die Wunden brechen wieder auf ...

Eine Brandbombe fällt auf das Dach der französischen Gesandtschaft in der Villalarstraße. Die Möbel brennen wie Fakkeln. Um fünf Uhr morgens steht die Straße noch in Flammen. Man stößt mit Tragbahren zusammen, und mit Verwundeten, die beim Feuerschein ihr Blut auf die Straße fließen sehen.

An der Ecke der Alcalastraße und der Gran Via faßt eine Hand nach meinem Fuß. Ich mache mich frei und stecke ein Streichholz an, um mich über das Wesen zu beugen, das mich, wie ein Schiffbrüchiger den Strohhalm, wieder zu fas-

sen versucht. Es ist eine junge Frau mit halb abgerissener Nase, dem Tode nahe. Ich weiß nicht, wo sie verletzt ist, aber ihre Schürze ist über und über rot. Sie murmelt nur:

— Sehen Sie, sehen Sie, was sie gemacht haben!

Und ihre Hand macht eine schwache Bewegung. Ein anderes Streichholz.

— Sehen Sie ... Sehen Sie ...

Die blutlose Hand versucht mir irgendeine Sache zu zeigen. Ich glaube anfangs, daß es eine Blutlache ist, die bis auf die Straße reicht.

— Sehen Sie ...

Ich bücke mich noch mehr und sehe zwischen Glasscherben ein kleines Kind, zermalmt.

Die wie Marmor aussehende weiße Hand zeigt nach dem Himmel, wie um ihn zum Zeugen anzurufen und fällt wieder auf die Erde.

Noch ein Streichholz. Mein Kamerad, der sich inzwischen mir zugesellt hat, beugt sich wie ich über die Verletzte.

— Sie ist tot, sagt er.

Es ist wirklich so. Ihr letzter Seufzer und ein Krampf haben ihre Schürze geöffnet. Eine grauenhafte Wunde, wie sie ein Sadist mit einem Messer nicht grauenhafter hätte machen können, öffnet den Körper von links bis nach der rechten Hüfte.

Eine Ambulanz fährt langsam vorbei. Wir rufen sie an. Ein Mann kommt auf uns zu. Das Lichtbündel einer Taschenlampe beleuchtet den Leichnam.

— Tot, sagt der Mann kurz. Man wird sie morgen mitnehmen. Zuerst die Verletzten.

Ich sehe den Leichnam des Kindes, der, am Straßenrand liegend, leicht noch mehr verstümmelt werden kann. Seine Hände scheinen Glasscherben abhalten zu wollen. Wir nehmen den kleinen Toten auf und legen ihn auf das Herz der Frau, nahe der intakt gebliebenen rechten Seite. Ein letzter Schein der Lampe zeigt uns den Kinderkopf auf dem Mutterherz, und alles verschwindet wieder im Dunkel der Nacht.

Die ganze Stadt ist voll ähnlicher Szenen; gleiche Bilder, die von einem Besessenen zu dessen Vergnügen geschaffen scheinen. Ich habe das etwas ausführlicher beschrieben, weil es das erstemal war, daß ich mich mit den Realitäten selbst dieser Menschenschlächterei befaßt habe und nicht mit den Bombardements als solchen, vor denen ich ebenso wie jeder andere dieser gemarterten Stadt geflohen bin.

Wie könnte man auch den Anblick dieses toten Kindes an

der Seite seiner toten Mutter vergessen, in einer riesigen Blutlache beide?

*

Der nächste Tag war noch schlechter. Diese Nacht sollte nur Generalprobe gewesen sein.

Die feindlichen Flugstaffeln erschienen um drei Uhr morgens. (Madrid war noch um seine Verwundeten bemüht und zählte seine Toten.) Um 8 Uhr, um 9 Uhr und später um 15 Uhr 30 kamen sie wieder. Es war gute Arbeit. Eine ausgiebige und gut dosierte Sprengung des gesamten Stadtzentrums. Der St. Miguel Markt, das Hospital vom Roten Kreuz, die Avenue Marqués de Urquijo sind zerstört. Die Bomben explodieren in allen Teilen; in der Straße Martin de los Heros, St. Marcostraße; man zählt schon mehr als 300 Tote.

Die Luftbombardements, ohne Zweifel als unzureichend betrachtet, wurden durch die Artilleriebeschießung ergänzt.

In der Telefonzentrale, die in Madrid einen siebzehnstöckigen Wolkenkratzer amerikanischen Stils hat — die letzten beiden Stockwerke in spanischem Barock — haben acht Granaten von 75 mm eingeschlagen, von denen wie durch ein Wunder nicht eine explodiert ist. Eine 155 mm Granate schlägt im großen Telefonsaal ein und explodiert auch nicht.

Das Riesengebäude hat wieder unter einem Stoß gebebt. Aber niemand verläßt seinen Platz. Die Telephonistinnen, ihre Hörer am Ohr, arbeiten weiter, als sei nichts gewesen, die Berichterstatter sprechen mit Paris und London.

Unglücklicherweise waren in den anderen Teilen der Stadt die Bomben nicht so guter Zusammensetzung. Sie explodieren, dröhnen, zerfetzen, töten überall. Die Ambulanzen hören nicht auf, durch die Straßen zu fahren, um neue Verwundete aufzunehmen, wenn sie die Bürde einer vorhergehenden Fahrt in einem Hospital abgeladen haben.

Die Nacht bricht herein. Das große Morden beginnt. Der Schrecken, die Offenbarung. Die Mordflugzeuge sind ohne Unterlaß in der Luft und werfen Explosivbomben, Brandbomben und Lufttorpedos zur gleichen Zeit ab.

An der Puerta del Sol, am Ausgang der Alcalastraße, fällt eine Granate in den Eingang der Untergrundbahn, zerstört die Straße, öffnet ein fünfzehn Meter tiefes Loch. In der St. Jeronimostraße öffnet sich ein Abgrund über die ganze Straßenbreite. An zwanzig Punkten beginnt das Feuer, die Stadt zu erleuchten.

Bei Beginn des Bombardements befinde ich mich mit zwei

Kameraden in der Nähe des Carmen-Marktes. Drei Bomben, eine Brandbombe unter ihnen, fallen in unserer nächsten Nähe. In ein Portal gedrängt, sehen wir, wie das Feuer sich der kleinen Baracken des Marktes bemächtigt und die flüchtenden Männer, Frauen und Kinder beleuchtet.

Wir benützen einige Minuten der Ruhe, um nach der «Telefonica», dem Telefonbüro, zu rennen.

Von diesem Beobachtungsposten aus gesehen, ist der Anblick der Stadt von einer unbeschreiblichen Schaurigkeit. Ein Flammenmeer zieht mit majestätischer Langsamkeit auf die Gran Via zu. Man sieht, wie das Feuer auf den Dächern zu lodern beginnt, die Häuser bis zum Erdboden niederbrennen und die Flammen dann langsam im Schein der Funken erlöschen. Einige nicht eingestürzte Häuser, unheilverkündende Silhouetten, werden von Zeit zu Zeit vom Widerschein eines Feuers gestreift, das an anderer Stelle noch weiterwütet.

Die Feuerwehr gibt es auf, Wasser in die lodernden Brände zu schütten. Die feindliche Luftwaffe macht ihre Arbeit unmöglich. Sie gehen ganz weit herunter, bis über die brennenden Dächer, wenn sie die Leute arbeiten sehen, und werfen zwei oder drei Explosivbomben ab, um den Feuerwehrleuten die Erfüllung ihrer Pflicht so schwer als möglich zu machen. Ein Dutzend dieser Helden, die das Feuer das Hotels Savoy zu löschen versuchten, stürzten auf diese Weise sterbend von ihren Leitern auf die Erde.

Es ist unmöglich, irgend etwas zu machen. Man muß das Ende dieses mörderischen Bombenregens abwarten, abwarten, bis es genügend Tote und Verwundete gibt, bis die Götter Francos ihren Durst gestillt haben.

Dreihunderttausend Menschen irren durch die Straßen und suchen Unterschlupf. Mütter, die ihre Schritte ihrem brennenden Viertel zu lenken, dem eingestürzten Haus zu, um in dem rauchenden Trümmerhaufen ein Kind zu suchen; wahnsinnig gewordene Kinder, die nach ihrer eben verbrannten Mutter rufen. Ein ganzes Volk sucht gegen dieses Morden aus der Luft einen sicheren Ort und findet ihn nicht. Seit dieser Nacht irrt dieses Volk mit seinen Matratzen, seinen Weckern, seinem Kleinkram, seinen Eseln, seinen hungrigen und erschreckten Kindern durch die brennende Stadt und ist unfähig, sich dem Schrecken zu entziehen.

Fünfzehn Stunden lang brennt Madrid, dann flaut der Riesenbrand langsam ab. Der Tag bringt etwas Ruhe, aber die folgende Nacht des 19. November, um halb drei Uhr morgens,

beginnt der Mord von neuem, das Feuer lodert wieder auf, die Hölle umfängt uns wieder.

Aber wozu das Martyrium Madrids weiter beschreiben, die bombardierten Punkte weiter aufzählen, die Massenmorde weiter schildern? Selbst der Schrecken wird auf die Dauer monoton.

Bevor ich zu Ende komme, möchte ich Euch nur fünf Gesichtspunkte zur Betrachtung vorschlagen.

1. Die Bombardements haben bereits annähernd zweitausend Nichtkämpfer getötet.

2. Es existierte innerhalb der am meisten bombardierten Zone kein einziges militärisches Objekt.

3. Niemand — ich sage niemand — hat die famosen Flugzettel gesehen, die die aufständische Luftwaffe abgeworfen haben will, um die Bevölkerung aufzufordern, in das Stadtviertel Salamanca zu flüchten.

4. Dieses Stadtviertel, schon überfüllt, kann nicht noch mehr als zwanzigtausend Personen aufnehmen, und in Madrid gibt es eine Million Menschen.

5. In allen Kellern und unterirdischen Aufenthaltsmöglichkeiten können, bei minimalster Sicherheit, hunderttausend Personen Unterschlupf finden. Aber es gibt eine Million menschlicher Wesen in Madrid.

Der Tod hat demnach noch ein weites Arbeitsfeld.

Man erlaube mir nun, mein mir selbst auferlegtes Amt als Chronist ausübend, meine Meinung zu bekunden, ohne sie anderen aufzwingen zu wollen.

Ich habe bereits gesagt, daß ich nichts weiter als ein einfacher Schreiber bin. Dessen ungeachtet sei mir erlaubt, zu sagen was ich denke.

Christus sagte: Verzeiht ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.

Mir scheint, daß wir nach dem Morden Unschuldiger in Madrid sagen müssen: Verzeiht ihnen nicht, denn sie wissen, was sie tun.

Madrid, den 16. November 1936.

Louis Delaprée.

Aus dem Tagebuch einer Samariterin

Im Juli 1936 zog die junge Schaffhauserin **Käthe Hempel** zusammen mit ihrem Freund, einem jungen deutschen Emigranten, nach Spanien. Sie wollten in Barcelona an der großen Volkssportolympiade teilnehmen. Am Morgen des 18. Juli wurden sie, wie viele andere, durch Schüsse aus dem Schlafe geweckt. Zuerst glaubten sie, es seien die Böllerschüsse zur Eröffnung des Sportfestes. Doch es waren die auf das Volk feuernden Kanonen des Militärs, das, angeführt von verräterischen Generälen, sich gegen Regierung und Republik erhoben hatte.

Käthe Hempel erlebte die unvergeßlichen Tage des heroischen Widerstandes des Volkes von Barcelona, das sich fast ohne Waffen erfolgreich gegen Verrat und Ueberfall des Militärs zur Wehr setzte. Ihr Freund Erwin meldete sich sofort als Freiwilliger und zog an die katalanische Front. Sie meldete sich als Samariterin, um den Verwundeten Hilfe zu leisten, insbesondere da sie auch beruflich darin ausgebildet war.

Nachstehend einige Auszüge aus dem Tagebuch dieser tapferen Samariterin.

* * *

Der erste Kampftag in Tardienta

Wie jeden Morgen, brummten auch heute früh um 7 Uhr einige feindliche Flieger über Tardienta. Wir standen auf und begaben uns hinunter in den Verbandsraum, obwohl wir die Flieger noch gar nicht ernst nahmen, denn sie warfen schon seit einigen Tagen jeden Morgen einige Bomben ab ohne etwas zu treffen. Doch Ordnung mußte sein! Wie der

Soldat auf seinem Wachtposten stehen muß, so mußten auch wir auf unserem Posten bleiben. Harmlos plaudernd standen wir beieinander, draußen explodierten einige Bomben, wir hörten das Brummen der Flugzeugmotoren, irgendwo knatterte ein Maschinengewehr.

Walter, der Deutsche, schnitt auf: «Sowas ist doch kein Krieg, Soldatenspielen kann man das nennen!»

«Es wird schon noch kommen, nur ein wenig abwarten!» antwortete ich ihm, denn ich sehnte mich gar nicht nach dem Krieg, wie er ihn meinte.

Da wurde die Türe aufgerissen und drei Milizen brachten den ersten Verwundeten. Ich schaute Walter vorwurfsvoll an, als ob er seiner Spötterei wegen die Schuld für diesen Verwundeten trug. Der Splitter einer Fliegerbombe hatte unserem Mann eine große Fleischwunde am Oberschenkel beigebracht. Obwohl die Wunde stark blutete und weit auseinander klaffte, war sie nicht schlimm. Unser Arzt behandelte sofort den Verwundeten und da wir Zeit hatten, nähte er ihm die Wunde gleich zu. Dies war zwar nicht unsere Aufgabe, doch da wir alles Material da hatten und uns ja auch genügend Zeit zur Verfügung stand, konnten wir ja dem nächsten Hospital in Sariñena diese Arbeit ersparen.

Wir alle standen um den Verwundeten herum und schauten unserm Arzt bei seiner Arbeit zu. Der Verwundete war vom Militärkomitee. Wir kannten ihn alle gut. Er erzählte, wie es mit der Verwundung gekommen war, ich verstand jedoch noch kein Wort davon, wunderte mich nur, wie er anscheinend ruhig sprach, während man ihm doch eine so große Wunde ohne Narkose behandelte. Hie und da biß er die Zähne zusammen, doch er blieb ruhig liegen und erzählte weiter. Leichter Schweiß perlte auf seiner braunen Stirn.

Der Arzt fragte ihn: «Tuts weh? Wir sind gleich fertig!» Der Praktikant holte die Cognacflasche und gab mir den Auftrag, unserm Patienten ein Gläschen davon zu geben. Cognac trinken alle Spanier gerne. Unser Verwundeter lächelte, wie ich ihn etwas aufrichtete und ihm das Gläschen gab. Mit einem Zug leerte er es und leckte sich die Lippen. Die Schmerzen schienen zuzunehmen, er sprach nicht mehr, kein Klagen oder Seufzen, nur seine Hände zuckten nervös. Durch eine Geste deutete er uns an, daß er rauchen möchte. Alle, die Zigaretten bei sich hatten, griffen rasch in die Hosentaschen und drei Kameraden auf einmal beugten sich über ihn, um ihm die dargereichte Zigarette anzuzünden.

Der Arzt verband nun die Wunde, unser Verwundeter rauchte und stieß den bläulichen Rauch von sich. Wir berieten eben, ob man ihn sofort mit einem Auto wegbringen sollte; einer unserer Sanitäter rief schon nach dem Chauffeur. Da fing es draußen wieder zu krachen an. Die Flieger waren schon weg, die feindliche Artillerie schoß. Was soll denn das bedeuten? Die haben wohl ihren Stundenplan geändert? So was war doch noch nicht da, nach dem morgendlichen Fliegerbesuch Artilleriegeplänkel? Fragend schauten wir uns an.

«Sie greifen an!» sagte da einer wie von ungefähr.

Ein Ruck ging durch alle.

«Aha, der Krieg beginnt!» wandte ich mich an Walter.

Wir schauten nervös zur Türe hinaus. Die Granaten schlugen zwischen dem Kanal unserer Verteidigungslinie und dem Dorf in die Felder. Doch das waren nur die ersten Schüsse. Bald explodierten die Granaten mitten im Dorf. Staub und Dreckwolken stiegen zum Himmel.

Wir brauchten nicht lange auf Verwundete zu warten. Immer und immer wieder wurden die Türen aufgerissen und Verwundete angebracht, doch alles waren Leute vom Dorf.

Unsere Verteidigungslinien waren so gut angelegt, daß die Faschisten sie nicht mit Artillerie beschießen konnten, da richteten sie ganz einfach ihre Kanonenrohre aufs Dorf. Die größte Zahl der Dorfbewohner befand sich noch in ihren Häusern, die, da sie nur primitive Lehmhütten waren, absolut keine Sicherheit gegen Granaten boten.

Von Zeit zu Zeit warf ich einen Blick zum Fenster hinaus. Sssssst... pfiff es durch die Luft und krachend folgte die Explosion. Wie ein Vulkan stieg mitten im Dorf eine Staub-, Erd- und Steinwolke auf und nach kurzer Pause hörte man das Poltern der niederprasselnden Steine, die hoch in die Luft geschleudert wurden. Die Staubwolke hatte sich noch nicht gelegt, da stiegen schon an andern Stellen über dem Dorf neue Vulkane auf.

Viel Zeit, um über diese Grausamkeit nachzudenken, blieb mir nicht, da mich meine Arbeit vollkommen in Anspruch nahm. Die erste Zeit half ich Walter, der ein gut ausgebildeter Arbeitersamariter aus Berlin war und dem ich zugeteilt wurde. Ich machte ihm Handreichungen, damit er sich nur mit den Verwundeten beschäftigen konnte. Einspritzungen vorbereiten und dergleichen hatte ich während diesen schweren Stunden schnell gelernt.

Niemand sprach ein Wort, nur die Aerzte gaben kurze An-

weisungen. Die Arbeit ging rasch vorwärts, jeder tat sein Möglichstes. Hie und da mußten die ärgsten Blutspuren etwas beseitigt werden, jedoch viel Zeit dafür blieb uns nicht. Die Mädchen, die für diese Arbeit vorgesehen waren, hatten versagt. Als sie die ersten Verwundeten gesehen hatten und die ersten Granaten ganz in unserer Nähe einschlugen, mußten wir sie mit dem ersten Verwundetentransport zurück ins Hinterland schicken. In unserem Verbandsposten sah es deshalb etwas schlimm aus und ein widerlicher Blutgeruch erfüllte den Raum.

Zur Mittagsstunde wurde für kurze Zeit das Artilleriefeuer unterbrochen, dafür hörten wir heftiges Maschinengewehr- und Gewehrfeuer. Nun wurden auch einige Milizen eingeliefert, doch alle waren nur leicht verwundet; Streif- und Muskeldurchschüsse. Keiner klagte oder jammerte. Während sie verbunden wurden, erzählten sie von den Kampfhandlungen. Stolz berichteten sie, daß die Faschisten ungeheuer viel Opfer hatten, daß sie nie in Tardienta einziehen würden, da sie niemals unsere Verteidigungslinie von vorne nehmen könnten. Einer scherzte lachend: «Ja, lebt ihr hier hinten noch? Wir glaubten schon, wir müßten mal jemand zurückschicken, um zu sehen, ob die Sanitäter noch am Leben seien, denn die schießen ja alles zu Euch!»

Unsere Rechnung, daß wir nun das Schlimmste überstanden hätten, stimmte nicht, die feindliche Artillerie bespie uns noch einmal mit ihren Geschossen. Wieder explodierten Granaten in den ärmlichen Lehmhütten, in den engen Dorfgassen, auf dem Platz vor dem Militärkomitee und rechts und links, hinter und vor dem Schulhaus, in welchem wir uns installiert hatten. Wieder wurden Leute aus dem Dorf gebracht, Bauern mit scheußlichen Splitterwunden, auch sie klagten nicht. Wütend ballten sie die Faust gegen jene, die so grausam ihr Dorf zurichteten. Einige Tote hatte man schon aus den Trümmern der eingeschossenen Häuser herausgeholt und noch immer schickten die Feinde donnernd Granate um Granate zu uns ins Dorf.

Wieder wurde die Türe aufgerissen. Ein junger Bauer mit einem kleinen, zweijährigen Jungen auf den Armen stürzte zu uns herein. Aus seinen Augen schrie Entsetzen, er, wie der kleine Junge waren über und über mit Staub bedeckt. Mit dem Aufschrei: «Oh, estos bandidos!» (Oh, diese Banditen!) überreichte er uns seinen kleinen Sohn. Mit vor Schreck entstelltem Gesicht, weit aufgerissenem Mund und Augen lag

der Kleine vor uns. (Könnte je einer der verantwortlichen Kriegstreiber ein solches entstelltes Kindergesicht sehen, vielleicht würde sich dann auch bei ihm noch ein klein wenig menschliches Empfinden regen!) Die verdreckten, stellenweise von Blut durchtränkten Kleidchen mußten wir aufschneiden. Wie wir sie von ihm streiften, löste sich sein Schreck in lautes Schreien. Sein kleiner, weißer Körper war gespickt mit Granatsplittern, überall rieselten kleine Blutbäche hervor.

Von draußen rief jemand: «Macht schnell, es kommen Schwerverwundete!»

Mit dem Kleinen, den ich in eine Wolldecke hüllte, ging ich ins nächste Zimmer, wo noch mehr Verwundete auf ihren Abtransport warteten. Dem spanischen Mädchen, das die Betreuung der schon verbundenen Verwundeten übernommen hatte, legte ich das kleine Menschenbündel in die Arme. Wir schauten uns stumm einen Moment an, in ihren wie auch in meinen Augen standen Tränen ...

Die Schwerverwundeten wurden hereingetragen. Es waren vier Frauen. Der junge Bauer schrie auf: «Mi mujer!» (Meine Frau!) und wollte sich auf eine Tragbahre stürzen, doch die Träger konnten ihn zurückhalten, sie führten ihn hinaus, wo er laut schluchzend zusammenbrach.

Eine der Frauen war ein junges Mädchen mit einer furchtbaren Wunde an der linken Schläfe, das Auge war weggerissen, Knochensplitter ragten aus der Wunde zwischen hervorquellender Hirnmasse. Auf der andern Tragbahre lag eine alte Frau mit etlichen Splitterwunden an Kopf, Bauch, Oberschenkel und an einer Hand.

Ich verband das alte Mütterchen, da unsere Aerzte mit den zwei anderen Frauen, die noch viel schlimmer zugerichtet waren, beschäftigt waren, ganz allein. Leise jammerte sie vor sich hin, doch blieb sie ruhig liegen, so daß ich ein leichtes Arbeiten hatte. Als ich alle die Wunden verbunden hatte, wusch ich ihr noch behutsam den Staub und Dreck vom Gesicht. Mit ihren traurigen Augen schaute sie mich an. Sie sah sogar, daß ich Ausländerin war. Dann streichelte sie mir mit ihrer gesunden Hand den Kopf und stammelte: «Muchas gracias, hija mia, muchas gracias!» (Vielen Dank, meine Tochter, vielen Dank!)

Die Träger trugen das Mütterchen hinaus und man rief mich zu einer der beiden schwerverwundeten Frauen. Es war die Mutter des kleinen Jungen. Fünf Frauen und das kleine

Kind hatten sich in einer Wohnung, einer jener armseligen Wohnräume der aragonesischen Bauern, zusammengefunden, um so die schweren Stunden gemeinsam zu verbringen. Eine Granate war in ihrem Zimmer explodiert. Eine der fünf Frauen war vollständig zerschmettert worden, die andern vier lagen in lebensgefährlichem Zustande bei uns. Die junge Mutter hatte ihr Kind schützen wollen und hatte deshalb selbst die größere Ladung bekommen.

Ihr rechter Oberarm war schwer verwundet, auch der Knochen war durchgeschlagen. Um den Arm zu schienen, mußten wir die Frau etwas hochheben. Vorsichtig faßte ich ihr unter den Kopf, doch dort, wo ich soeben anfassen wollte, war ein blutiger Brei! Das kostete Nerven, doch man mußte aushalten!

Wir riefen noch einen Sanitäter zu Hilfe. An beiden Seiten, an den Schultern und mit der andern Hand unter dem Rükken, hoben sie nun zwei Sanitäter in die Höhe. Ich faßte nun mit den flachen Händen seitlich den Kopf und so gelang es uns, die Verwundete etwas aufzurichten und der Arzt legte nun mit sicherer Hand den Notverband an. Auf der Tragbahre, auf der sie lag, stand eine große Blutpfütze und unaufhörlich sickerte ihr warmes Blut aus einer Wunde, die ihr auf dem Rücken klaffte. Wir schauten uns stumm an. Können wir sie retten? Wir konnten ihr keine Bluttransfusion geben, da wir nur primitiv eingerichtet waren.

Der Verantwortliche unseres Verbandspostens trieb uns zur Eile an, die Schwerverwundeten mußten so schnell als möglich ins nächste Hospital transportiert werden.

Wir taten unser Möglichstes. Während wir der Frau die letzten Verbände anlegten, bekam sie noch einige Einspritzungen. Ihr junges Gesicht lag weiß und eingefallen zwischen den schwarzen mit Blut durchtränkten Haaren, ihre Augen waren nur halb geschlossen, sie atmete nur noch in ganz schwachen, kurzen Stößen und hellrotes, schäumendes Blut perlte auf den schmalen, bleichen Lippen. Sie wird nicht mehr lange leben, dachten wir alle. (Sechs Monate später habe ich erfahren, daß diese Frau bereits wieder täglich etwas aufstehen konnte und daß sie bald wieder ganz hergestellt sei. Doch das Furchtbare, daß ihr Kind gestorben und ihr Mann als Milizsoldat bei den Kämpfen bei Tardienta gefallen ist, hatte man ihr noch nicht mitteilen können.)

Unsere Schwerverwundeten wurden zum Auto gebracht. Eine Ambulanz hatten wir noch nicht, ein gewöhnliches Last-

auto, mit Matratzen ausgelegt, diente für den Verwundetentransport. Die Straßen im Aragon waren furchtbar schlecht. Für Gesunde bedeutete eine Autofahrt im Aragon schon eine Qual, auch waren noch keine Hospitäler gleich hinter der Front eingerichtet, so daß unsere Autos mit den Verwundeten oft stundenlang unterwegs sein mußten. Ohne Morphiumeinspritzungen hätten wir alle die vielen Verwundeten gar nicht transportieren können. Viele kamen aber nicht mehr lebend im Hospital an.

Das junge Mädchen mit der schweren Kopfverletzung konnten wir nicht mehr wegbringen, sie war tot. Das alte Mütterchen glühte schon in hohem Fieber und auf dem Transport starb auch sie.

* * *

Das Schlimmste hatten wir nun für diesen Tag überstanden. Bei uns sah es recht schlimm aus. Alles war blutig, auch wir sahen aus, wie die Fleischer. Noch immer kamen Leichtverwundete, viele warteten noch auf den Abtransport.

Wie zum Abschied sandten die Faschisten, die sich wieder zurückziehen mußten, einige 15,5-Zentimetergranaten ins Dorf. Ich befand mich gerade im Zimmer, in welchem die Verwundeten auf ihren Abtransport warteten. Pfeifend durchschnitt ein Geschoß die Luft und am Ton merkten wir, daß es gerade auf uns zukam. Die Nerven waren aufs äußerste gespannt.

Einige Meter vor dem Fenster des Krankensaales schlug die Granate ein. Wir wurden mit Steinen, Fensterscheiben und Dreck überschüttet. Der Luftdruck nahm uns für einen Augenblick den Atem, alles dauerte nur Sekunden und verwundert, daß uns nichts passiert war, schaute ich mich im Saale um.

Alle lagen noch ruhig auf ihren Lagern, einige schienen gar nichts gemerkt zu haben, andere schauten verwundert nach dem Fenster, welches keine Scheiben mehr hatte, einer murmelte vor sich hin: «Danke, wir haben jetzt genug!»

Wir hatten Glück gehabt, die Granate hatte so nahe eingeschlagen, daß die Splitter über uns hinweggesaust waren, ohne jemand zu treffen, so daß wir mit einem tüchtigen Schreck davonkamen. Wäre die Granate nur um Weniges höher geflogen, so hätten wir einen Volltreffer mitten in unseren Saal bekommen; wahrscheinlich wäre dann nicht mehr viel von uns übrig geblieben.

Ruhe herrschte wieder über dem Dorf, die Sonne neigte schon stark nach Westen und schaute heiter auf uns herab,

als ob nichts geschehen wäre. Wir waren erschöpft, abgespannt und hungrig, denn wir hatten heute ja noch keinen Bissen gegessen. Maria, unsere Köchin, schleppte alles Eßbare, das sie auftreiben konnte, herbei und wir legten nun tüchtig los. Und merkwürdig — lachen und scherzen hatten wir trotz den schweren Stunden nicht verlernt.

Ruhetage

Seit Tagen herrschte Ruhe. Ruhe an der Front war jedoch kein ruhiges Leben, wie wir es im Frieden kennen. Sie war ein «Im Westen nichts Neues!», auf spanisch «Sin novedad!» Allerlei erlebte man in solchen Tagen, ganze Bücher könnte man davon schreiben.

Eines Nachts, schon gegen Morgen, weckte mich Getrampel. Sprechen und Kindergeschrei. Neugierig steckte ich die Nase zur Türe hinaus.

Was mußte ich da sehen! Da lagen, saßen und kauerten, schmutzig und erschöpft, eng zusammengedrängt, Frauen, Kinder und alte Leute, kleine Kinder weinten und wimmerten.

Ich weckte Walter. Zusammen gingen wir hinaus und erfuhren nun, daß dies alles Flüchtlinge aus dem faschistischen Gebiet waren. 200 Personen konnten aus Zuera, einer Ortschaft nördlich von Zaragoza, flüchten. Alles mußten sie im Stich lassen, nur gerade das, was sie auf ihrem Leib trugen und eine Wolldecke, konnten sie mitnehmen. Nachts, im Schutze der Dunkelheit, zogen sie weg, nachts kamen sie über die Berge der Sierra de Alcubiera, während sie sich tagsüber vor den Faschisten verstecken mußten. Einige Nächte größter Strapazen und die Angst, von den Faschisten geschnappt zu werden, hatten sie hinter sich. Vollständig erschöpft waren sie nun endlich bei uns angelangt.

Unter diesen Leuten befanden sich einige junge Mädchen im Alter von 18 bis 22 Jahren, denen die Faschisten in ihrem Dorf die Haare vom Kopf rasiert hatten. Die Faschisten hatten sie so gekennzeichnet, weil sie Töchter von Antifaschisten waren.

Jeder konnte sich an ihnen vergreifen. Sie durften sich nirgends blicken lassen, man warf Steine nach ihnen, die Soldaten der Francotruppen vergewaltigten sie, sie waren also eine Art Freiwild. Was wir hier hörten, empörte uns alle furchtbar. Gibt es etwas Gemeineres, als wehrlose Frauen so zu entehren?

Der jüngste unter den Flüchtlingen war ein zweitägiger Säugling. Unter allen den schweren Strapazen der Flucht, irgendwo in den Bergen, hatte die arme Mutter ihm das Leben geschenkt. Jetzt lag sie erschöpft, das Kind an der Brust, unter ihren Leidensgefährtinnen und wünschte sich sicher nur eines, jetzt, da sie der Gefahr entronnen, da sie bei uns Schutz, Unterkunft und liebevolle Aufnahme gefunden hatte, richtig ruhen und schlafen zu können.

Beim ersten Morgengrauen bemühten wir uns alle, den Flüchtlingen Ruhestätten zu beschaffen. Gerne verzichteten wir auf unseren Morgenkaffee und freuten uns, wie es diesen armen Menschen schmeckte. Nachdem sich alle etwas erholt hatten, mußten wir eine ganze Reihe Kinder einer ärztlichen Behandlung unterziehen. Bei den nächtlichen Märschen durch die Sierra hatten sie sich die Füße wund gelaufen, die Hände verletzt und durch Staub und Schmutz waren schlimme, eitrige Wunden entstanden. Einige Kinder hatten Fieber, ein Junge hatte ganz vereiterte Augen und eine alte Frau hatte sich den Fuß verstaucht. Wir taten für sie alles, was in unseren Kräften lag. Nachdem sich die Flüchtlinge einige Tage ausgeruht hatten, wurden sie ins Hinterland gebracht, wo die Regierung weiter für sie sorgte.

* * *

Ungefähr einen Monat weilte ich an der Front von Huesca. Die Zeit verlief sehr ruhig. Ich war wieder in der Nähe der «Thälmann»-Gruppe, auch die «Centuria Thälmann» lag am gleichen Frontabschnitt, so fühlte ich mich «wie zu Hause».

So ruhig die Front hier in diesem Abschnitt war, um so heftiger wurden die faschistischen Angriffe an der Zentralfront. Die faschistischen Kräfte waren vom Südwesten her, über Talavera de la Reina und Toledo bis Getafe vorgestoßen. Im Westen war es ihnen gelungen bis Casa del Campo zu gelangen, und sie lagen somit direkt vor den Toren der Hauptstadt Spaniens, vor Madrid.

Die Centuria Thälmann war von der Front von Huesca wieder nach Tardiente geschickt worden, wo sie im heroischen Kampf um die Santa Quiteria ungefähr die Hälfte ihrer Leute verloren hatte. Als eine kleine Gruppe von ungefähr 60 Mann, kehrte sie nach Barcelona zurück. Zu jener Zeit war man daran, die Internationalen Brigaden zu organisieren und aus dem Rest der Centuria Thälmann formte sich das weit und breit bekannte «Bataillon Thälmann». Unter der

Führung des deutschen Antifaschisten Hans Beimler kam die Organisierung rasch zustande und das «Bataillon Thälmann» zog mit anderen Internationalen Brigaden und der Madrider Arbeiterschaft in den heldenhaften Verteidigungskampf von Madrid.

Mit bangendem Herzen lasen wir täglich die Berichte der grausamen Kämpfe, unter denen unsere Hauptstadt erzitterte. Auf allen lastete es schwer. Werden wir Madrid halten können? Und wieder wurde mit aller Heftigkeit das schmähliche Handeln der sogenannten «Nichtintervention», die sich in Wirklichkeit so grausam gegen das spanische Volk auswirkte und eine gute Hilfe für die faschistischen Eindringlinge war, von allen diskutiert.

Ende Oktober sprach man schon davon, daß wir nach Madrid fahren sollten. Alle Milizsoldaten sprachen darüber. Ueberall standen Gruppen, die nur noch davon sprachen. Und richtig, am 8. November abends hieß es:

«Auf nach Madrid!»

Ein Lastauto nach dem andern, beladen mit Milizen, verschwand mit abgeblendeten Scheinwerfern in der Nacht. Wieder nahm ich Abschied von der «Thälmann»-Gruppe: «Auf Wiedersehen in Madrid!»

Während die Milizen mit dem Zug nach Madrid fahren sollten, fuhren wir per Auto, da wir ja unsere Ambulanzen mitnehmen mußten. Unsere Sanitätsgruppe mit Kamerad Scotti an der Spitze, machte sich auch zur Abreise fertig. Frühzeitig, noch ehe der Morgen graute, fuhren wir weg aus Aragon. Bei herrlichem Wetter ging unsere Fahrt zuerst nach Barcelona. In Barcelona trafen wir auch wieder unsere militärischen Kräfte. Wir fragten uns: «Was haben sie hier in Barcelona zu suchen? Warum sind sie nicht schon ‚unterwegs nach Madrid'?»

Etwas Furchtbares hatte sich ereignet, etwas was jedem ehrlichen Antifaschisten bis ins Innerste weh tun mußte. Auf dem Bahnhof in Lerida hatte sich ein trauriges Schauspiel abgespielt. Wie überall hatten sich auch in unsere Columna Elemente der «Fünften Kolonne», Agenten des faschistischen Feindes, eingeschlichen. Auf der Fahrt von der Front bis nach Lerida war es ihnen gelungen, einen großen Teil unserer Milizionäre dazu zu bewegen, Urlaub zu verlangen, um noch einmal ihre Familien in Barcelona zu besuchen, denn viele

würden nicht mehr von Madrid zurückkehren. Da jeder Spanier seine Familie über alles liebt, hatte diese Heimfahrtsstimmung einen guten Boden unter unseren Leuten gefunden. Von Lerida aus sollte die Fahrt direkt nach Valencia und Madrid gehen, doch die mißleiteten Milizsoldaten verlangten Urlaub nach Barcelona. Die führenden Leute, die politischen Leiter boten alles auf, um die Verleiteten zur Vernunft zu bringen. Sie wiesen darauf hin, daß, wenn wir zuviel Zeit verlören, wir zu spät nach Madrid kämen. Madrid ist in höchster Gefahr, wir dürfen keine Stunde verlieren! Alles nützte nichts mehr, sie wollten erst noch einmal Frau und Kinder sehen, dann erst gehen, Madrid zu verteidigen. Durch Besetzung der Lokomotive erzwangen sie die Heimfahrt. Die Kameraden des Kommandos, die Kameraden der Partei waren außer sich über die Zersetzung innerhalb unserer Reihen, über das gemeine, versteckte Handeln einiger schmutziger Elemente, daß sie, sich dem Schmerz ergebend, weinten aus Angst, Madrid zu verlieren.

Die faschistischen Elemente hatten so geschickt gearbeitet, daß man noch nicht feststellen konnte, wer sie waren und deshalb sie auch nicht zur Rechenschaft ziehen konnte. Dies gelang uns erst viel später.

Die Reise von der Front von Huesca nach Madrid gehört mit zu den schönsten Ereignissen meines Lebens. Auf dieser Reise lernte ich einen großen Teil Spaniens kennen. Die großen, weiten Getreidefelder des Aragon, die riesigen Obst- und Gemüsegärten Kataloniens, die unermeßlichen Orangenplantagen und die unzähligen Oliven-, Mandel- und Pfirsichplantagen bei Valencia gaben mir ein Bild vom unermeßlichen Reichtum Spaniens. Doch sah ich auch große Strecken unbebautes, unkultiviertes Land, wo jetzt noch Trockenheit und Oede herrscht, was jedoch, wenn die schweren Fesseln des mittelalterlichen Großgrundbesitzes endgültig gesprengt sind, durch Bewässerung und Bearbeitung genau solche Reife und Fülle hergibt, wie das schon bebaute Land.

Ueberall, ob in Katalonien, im Aragon, Valencia bis Madrid, überall wo wir mit der Bevölkerung zusammen kamen, herrschte der gleiche Wille, der Wille zum Sieg über die faschistischen Mörder. Frei sein will das spanische Volk! Frei sein, arbeiten, ein vernünftiges Leben und sorgenloses Dasein sind die bescheidenen Wünsche der großen spanischen Volksmassen und deshalb kämpfen sie, kämpfen wir gegen die Unterdrücker, gegen die Faschisten und ausländi-

schen Diktatoren, die dieses herrliche Land zerreißen und ausbeuten wollen.

In einem kleinen Dörfchen, nahe bei Valencia, machten wir die erste Begegnung mit Madrid. Wir hatten zu Mittag gegessen und als wir zu unseren Autos zurückkehrten, wurden wir plötzlich von einer Schar Kinder umringt.

«Wohin fahrt Ihr?»

«Nach Madrid!»

«Da fahrt aber schnell hin und jagt die Faschisten fort, schießt sie alle tot, daß wir wieder heim zu unseren Müttern, zu unseren Eltern können!»

Es waren Madrider Flüchtlingskinder, die man vor den feindlichen Fliegerangriffen in Sicherheit gebracht hatte.

Unsern Kameraden Scotti, der ein großer Kinderfreund ist, hatten sie umringt und da er ihnen versprach, tüchtig für sie zu kämpfen, bedeckten sie ihn mit Küssen und ließen nicht ab von ihm. Als wir dann zum Dorf hinausfuhren, standen sie noch lange am Straßenrand und winkten und grüßten mit ihren kleinen, zum Volksfrontgruß geballten Fäustchen.

Madrid

Wir näherten uns Madrid. Es war stockfinstere Nacht. Ohne Licht schlich sich unsere Autokarawane vorwärts. Von Wachtposten wurden wir immer wieder angehalten und es wurde uns streng untersagt, mit Licht zu fahren. Die Faschisten waren fünfzehn Kilometer von hier entfernt und beschossen die Straße. Im Finstern ging es langsam vorwärts. Gleichmäßiges Brummen der vielen Automotore erfüllte die Luft, denn im Schutze der Dunkelheit passierten Lebensmittel-, Munitions- und Truppentransporte die gefährliche Stelle. Aus Madrid kamen Lastautos mit Frauen, Kindern und alten, gebrechlichen Leuten beladen, die man vor den furchtbaren Fliegerangriffen retten wollte.

Wir kamen nach Madrid. Auch hier lastete schwer die Dunkelheit über der Stadt. Langsam fuhren wir zwischen Häuserreihen, die in der Dunkelheit kaum zu erkennen waren, dem Universitätsviertel zu.

Plaza Moncloa. Kein Mensch konnte uns Auskunft geben, wo wir unsere militärischen Abteilungen, zu denen wir gehörten, finden konnten. Wir parkten unsere Autos am Platz, wickelten uns in die Decken ein und warteten den kommenden Tag ab. Die Nacht war furchtbar kalt. Die Kälte drang

durch die Decken, die Füße wurden wie Eisklumpen, die Zähne schlugen klappernd aufeinander. Von der Front her, die ganz nahe war, drang unaufhörliches Maschinengewehrgeknatter zu uns, das hie und da von Minenwerferschüssen unterbrochen wurde. Langsam verstrich diese Nacht.

Beim ersten Morgengrauen versuchte Scotti nochmals, unsere Leute zu suchen. Glücklicherweise hatte er einige getroffen und mit ihnen gesprochen. Doch auch unsere militärischen Kräfte hatten keine genauen Anweisungen bekommen. Man hatte sie, wie uns, nach dem Universitätsviertel geschickt. Das Universitätsviertel ist groß; wie soll sich da jemand auskennen, der hier fremd ist? Wo liegen die Verteidigungslinien? Keine Instanz konnten wir ausfindig machen, die uns genaue Anweisungen geben konnte.

Heller wurde der Tag. Auf dem freien Platz konnten wir nicht stehen bleiben, wegen Fliegergefahr. Vorläufig wollten wir uns im Westpark in Sicherheit bringen. Gab es da eine Sicherheit? Nein, wir waren nur unter den Bäumen etwas vor Fliegersicht gedeckt.

Um warme Füße zu bekommen, liefen wir im Park auf und ab. Eine breite Straße führte hinunter zum Manzanares, dem kleinen Fluß, der uns von den Feinden trennte. Heftige Schießerei drang von dort herauf zu uns. Auf der Straße waren einige Gruppen Soldaten mit Legen von Dynamitladungen beschäftigt. Die Ladungen wurden an der elektrischen Leitung angeschlossen, um sie im Notfall, wenn die feindlichen Truppen die Straße heraufkommen sollten, elektrisch zu entzünden und zur Explosion zu bringen. Diese Arbeiten zeigten mir, wie ernst die Situation war, doch auch gleichzeitig, daß ein *organisiertes Verteidigungswesen bestehen mußte.*

Man verteilte an uns Kaffee. Wie gut tat die Wärme! Alles drängte sich heran und im Nu waren die großen Kannen leer. Woher war der Kaffee gekommen? Soldaten hatten ihn gebracht. Hatte man von unserer Ankunft an entsprechender *Stelle schon Kenntnis genommen? Alles das wußten wir nicht.* Die Hauptsache aber war im Moment, etwas Warmes in den Leib zu bekommen.

Wieder liefen wir gelangweilt im Park auf und ab.

Plötzlich erfüllte Tosen und Krachen die Luft, als ob die *Hölle ausgebrochen wäre. Die Erde erbebte,* zitterte und ächzte.

«Flieger! Die Junkers!! Deckung!!»

Doch wo? Alles legte sich platt auf die Erde. Ich stand gerade neben einem Camion. Ohne Ueberlegung kroch ich

mit noch anderen darunter. Dort unten, wo wohl die erste Verteidigungslinie lag, schlugen Massen von Bomben ein, und was das für Bomben waren! So etwas hatten wir noch nie gehört.

Näher kamen die grausamen Einschläge. Es pfiff, ächzte, stöhnte und krachte über uns in den Bäumen. Rechts und links, vor und hinter uns Einschläge. Die Luft war erfüllt von Pulvergestank. Hochgeschleuderte Erde, Staub und Rauch machten sie undurchsichtig. Einige Male mußte ich den Mund aufreißen, der Luftdruck der Explosionen preßte mich zusammen wie einen Schwamm und ich hatte das Gefühl, als ob es mir die Trommelfelle zerreißen würde. Die Erde bebte, es war, als ob sie alles von sich abschütteln wollte. Flach lagen wir am Boden und merkten so die Erschütterungen um so besser. Der Boden war gefroren, eisige Kälte kroch durch die Kleider bis ins Innerste jedes Einzelnen.

Zwischen dem Tosen und Krachen der Explosionen hörten wir das schwere Brummen der dreimotorigen Junkers, hörten wir das Pfeifen der niedersausenden Bomben. Bei jedem neuen Pfeifen dachten wir: «Diesmal für uns!» Schlotternd und zitternd vor Kälte, Aufregung und Nervosität lagen annähernd tausend Mann unter den Bäumen im Westpark und erwarteten, jede Sekunde von den feindlichen Bomben zerrissen zu werden.

Plötzlich tönte durch den *Höllenlärm ein feines,* helles Brummen. Man könnte es vergleichen mit dem Summen der ersten Fliege im Zimmer nach langen, harten Wintermonaten. Eine freudige Bewegung ging durch den großen Menschenteppich, der hier im Park lag. Von Mund zu Mund wurde es froh weitergesagt: «Los nuestros! Los nuestros! Los Russos!» (Unsere! Unsere! Die Russen!)

Noch immer explodierten an allen Ecken Bomben, doch man achtete nun kaum darauf. Unsere mutigen Jagdflugzeuge waren über uns. — Gestern hatten sie neun feindliche Flieger *abgeschossen. — Mit Stolz schauten wir in die Höhe,* obwohl wir kaum bis zu den ersten Zweigen der Bäume über uns sehen konnten. Doch wir hörten sie. Rasch sausten sie über uns hinweg, vermischten sich mit dem schweren Brummen der Junkers. Maschinengewehrgeknatter über uns. Wir *hatten uns schon aufgerichtet* und lauschten nach oben. Langsam zog das dumpfe Brummen ab. Ueber uns bekämpften sich unsere und die feindlichen Jagdflugzeuge. Doch auch diese zogen in westlicher Richtung ab.

Wir richteten uns auf und alle konnten es kaum glauben, daß wir noch lebten. Freunde, Brüder suchten sich und fanden sich. Doch viele liefen mit bleichem Gesicht herum oder lehnten an einem Baum, die Hände auf den Magen drückend, denn der Schreck saß ihnen noch im Leib.

Ich suchte nach Scotti. Da kam er auch schon. Ruhig, gelassen, wie immer, nur seine Wollmütze mit dem Stern hatte er etwas weiter zurückgeschoben.

«Das ist was anderes als die Front in Aragon!»

«Das kann man wohl sagen! Viele Verwundete?»

«Hier nur einen und zwar nur sehr leicht. Wir haben Glück gehabt! Doch ich glaube, dort drüben gibt es Tote!»

Dabei zeigte er über die Straße. Dort brannte es an verschiedenen Stellen. Auch dort lagen viele von unsern Leuten.

«Hast Du Erwin gesehen?»

«Von der Thälmann-Gruppe habe ich noch keinen Menschen gesehen.»

Eben wollte ich noch etwas sagen, doch plötzliches neues Krachen und Brummen schnitt unsere Unterhaltung ab. Von neuem begann das grausame Schauspiel. Noch heftiger und rascher hintereinander folgten die Explosionen.

Diesmal konnte ich mich in den einzigen Graben, der in der Nähe war, flüchten. Zu unterst lag flach auf der Erde ein Spanier, den Kopf mit beiden Armen fest umschlungen. Auf ihn mußte ich mich legen, da kein anderer Platz frei war. Auf mich wiederum legte sich ein ganz junger Milizianer. Wieder schweres Brummen über uns, wieder wurde die gute Erde erschüttert und aufgewühlt und wieder waren wir alle in Todesgefahr.

Plötzlich erinnerte ich mich, oft in Büchern gelesen zu haben, daß man in solchen Momenten der Gefahr als Einziges an seine Lieben denkt, an die Mutter, den Vater und an die, die einem besonders am Herzen liegen und ganz erschrocken stellte ich fest, daß ich überhaupt an nichts dachte. Einmal den Gedanken wachgerufen, versuchte ich nun wirklich an meine Mutter, die so weit weg von hier war, zu denken. Sie stand in Gedanken vor mir, so wie ich sie zuletzt gesehen hatte, doch nur für einen kurzen Augenblick.

Hartes Tosen und Krachen riß mich aus meinen Gedanken. Wieder erwartete ich, wie vorher, die Bombe, die uns treffen, zerreißen, begraben oder in die Luft schleudern würde. Eng schmiegte ich mich an die Grabenwand, von der immer wieder durch die Erschütterungen die Erde herunterbröckelte.

Nur noch der eine Gedanke beherrschte mich: «Nur nicht verwundet werden, nicht zum Krüppel werden. Wenn es mich schon treffen soll, dann schon gleich richtig und tot sein.» Der Gedanke an den Tod war mir schon ganz vertraut, jede Nervosität war vollständig von mir gewichen, ruhig erwartete ich den Augenblick, wo alles aus sein würde.

Unsere Jagdflieger, die die erste feindliche Fliegerstaffel in die Flucht geschlagen hatten, waren zurückgekommen. Der jugendliche Milizsoldat über mir, der sicherlich kaum siebzehn Jahre alt war, fing vor Begeisterung an zu singen. Wieder begann über uns in der Luft ein heftiger Kampf. Nochmal sauste ein scharfer Bombenregen hernieder, dem ein schauerliches Krachen folgte. Die Feinde hatten den Rest der Bomben abgeworfen und in westlicher Richtung flohen sie, verfolgt von unsere Jagdflugzeugen.

Das Leben, mit dem wir schon abgerechnet hatten, war uns geblieben. Wie war dies nur möglich? Darüber nachzudenken war jetzt keine Zeit. Die feindlichen Truppen griffen an, heftiges Maschinengewehrfeuer drang zu uns herauf. Die feindliche Artillerie spie bellend ihre Geschosse ins Universitätsviertel.

Wir mußten sofort einen Verbandsposten organisieren. Eine Weinhandlung, die sich am Platz befand, wurde von uns in wenigen Augenblick eingerichtet und in kurzer Zeit waren wir schon mitten drin in unserer Arbeit. Wie früher in Tardienta brachten wir den Verwundeten die erste Hilfe. Wir brauchten auch gar nicht auf Arbeit zu warten. Lastautos brachten uns Verwundete, Leute aus der Zivilbevölkerung trugen die Opfer des Fliegerangriffes herbei, Schwer- und Leichtverwundete wurden ein- und ausgetragen.

Noch immer hörten wir Schüsse von den heftigen feindlichen Angriffen. Mit Kanonen wurde in unser Quartier geschossen, doch der Feind kam nicht durch und spät abends trat wieder Ruhe ein.

Unsere militärischen Kräfte waren immer noch nicht über die Lage der verschiedenen Verteidigungslinien orientiert, sie wußten auch noch nicht, wo sie eingesetzt werden sollten. Gerüchte, wir seien in der vierten oder fünften Linie, waren im Umlauf. Die Ungewißheit und die ungewohnten, schweren Schießereien — auch am zweiten Tag besuchten uns die todspeienden Junkers und funkte energisch die feindliche Artillerie in unsere Gegend, dazu hatten wir fast nichts zu Essen bekommen — hatten uns etwas aus der Ruhe gebracht. Wäh-

rend wir im Verbandsposten genug Arbeit hatten und nur an Mangel von Lebensmitteln litten, merkten wir von der allgemeinen Unruhe weniger. Unsere Milizen waren jedoch auch nicht untätig und beschäftigten sich mit Bauen von Schützengräben und Befestigungslinien. Viele wiederum verbarrikadierten sich in den Häusern des Universitätsviertels. Jeder tat, was er für notwendig hielt.

Wir befanden uns hier mitten drin in Spaniens Kulturzentrale, im weltbekannten Universitätsviertel. Schöne, schmucke Häuser, umgeben von herrlichen Gärten, bildeten das Universitätsviertel und als Krone dieses Universitätsstädtchens stand am höchstgelegensten Punkt das noch im Bau sich befindende herrliche Gebäude der Medizinischen Fakultät. Eines der schönsten und modernsten Gebäude, welches ich in Spanien gesehen habe. Von Zeit zu Zeit sah ich hinauf zu dem herrlichen Bau und im Innersten tat es mir weh, zusehen zu müssen, wie die feindliche Artillerie immer und immer wieder in diese herrliche Kulturstätte hineinfeuerte. In der Riesenfront des großen Gebäudes klafften schon unzählige schwarze Löcher, Einschläge von Granaten und immer neue kamen hinzu. Nie hatte ich klarer und deutlicher den Faschismus als Zerstörer von Kulturstätten gesehen, wie hier in Madrid. Ich sah die Häuser nur von außen, doch Erwin, mein Freund, der auch drin war, erzählte mir oft von der Pracht der herrlichen Gebäulichkeiten. In einem, fast nur aus Glasmöbeln bestehenden medizinischen Lehrsaal war eine Granate explodiert. Von den Möbeln waren nur kleine Ueberreste geblieben, die die Herrlichkeit von früher nur noch ahnen ließen. Medizinische Instrumente von hohen Werten waren zertrümmert worden. Große Bibliotheken, zerschossen und zerfetzt, dienten nur noch als Verbarrikadierungen unserer Soldaten. Milizsoldaten, die selbst nicht lesen noch schreiben konnten, die nur ganz schwach den Wert der ihnen unbekannten Dinge ahnten, sammelten die noch nicht zerstörten Sachen und brachten sie in die weiter zurückgelegenen Stadtteile in Sicherheit. Doch das Universitätsviertel lag so unter dem feindlichen Feuer, daß trotz größter Mühe nur wenig gerettet werden konnte.

Ein schwerer Tag

Der dritte Tag unseres Aufenthalts in Madrid begann wie der erste. Wir hatten kaum gefrühstückt, als das schwere Brum-

men in der Luft uns das Ankommen der feindlichen Flieger anzeigte. Da es für uns im Verbandsraum noch keine Arbeit gab, brachten wir uns im Keller des Hauses in Sicherheit. Dumpf hörten wir hier unten die Einschläge und Explosionen der Bomben. Näher und näher kamen die Einschläge. Stumm lauschten wir nach oben. Was wird uns der heutige Tag bringen? Hart folgte Einschlag auf Einschlag, die Erde zitterte, es schwankte das Haus.

Mir ließ es keine Ruhe mehr, ich mußte doch einmal nachsehen, ob noch keine Verwundeten gebracht worden seien. Ich stieg die schmale Treppe, die durch die Erschütterungen der Explosionen bedenklich schwankte, empor. Unser Verbandsraum war wie ausgestorben. Staub, Dreck und Pulvergestank drang von außen herein. Vorsichtig steckte ich den Kopf zur Türe hinaus, die Straße, der Platz waren menschenleer. Die Krone einer Pinie lag ganz in der Nähe, vom Nachbarhaus war der Balkon heruntergerissen.

Brrrmm ... kam einer der schweren Junkers über den Platz geflogen, sofort ging ich zurück, doch schon saß der Treffer im Nebenhaus. Man konnte glauben, alles würde einstürzen, Steine und Bombensplitter schleuderte es in den Verbandsraum und beinahe hätte ich etwas davon abbekommen. Wieder stieg ich hinunter in den Keller ...

Da auf einmal hörten wir über uns Getrampel. Wir eilten alle hinauf. Unsere wenigen Räumlichkeiten waren überfüllt mit Milizen. Heftig schrie und gestikulierte alles durcheinander. Was war bloß geschehen? Ein Verwundeter kam auf mich zu. Leichte Splitterverletzung. Ich desinfizierte die Wunde und verband sie. Da merkte ich, daß von unserem Personal nur noch ich allein im Verbandsraum war. Dem Verwundeten machte ich verständlich, er solle hier einen Augenblick warten, mit dem nächsten Auto sollte er ins Hospital gebracht werden, wo man ihm den Splitter herausnehmen würde. Zwischen den Milizsoldaten hindurch bahnte ich mir mit viel Mühe einen Weg in den zweiten Verbandsraum. Auch hier war alles voll von Soldaten. Von unserer Sanitätsgruppe fand ich hier nur noch zwei, die mit einem Schwerverwundeten beschäftigt waren. Eine gespannte Nervosität lag auf allen. Alles schaute fast ängstlich nach der Türe. Auch ich schaute hinaus, konnte aber nichts feststellen, nur eine heftige, wilde Schießerei war draußen hörbar.

Ich ging wieder zurück an meinen Posten. Den Verwundeten

konnte ich aber nicht mehr finden, er war nicht mehr da. Mit der Absicht, wieder etwas Ordnung zu schaffen, fragte ich jeden, was er hier wolle, ob er verwundet sei und machte sie darauf aufmerksam, daß dies hier ein Sanitätsposten sei. Vor der Türe sah ich plötzlich Milizen Kommandos erteilen. Einige erkannte ich, es waren militärische Leiter unserer Kolonne. Die Lage schien sehr ernst zu sein. Als ich die Situation erkannte, kam Erwin auf mich zu:

«Die Moros haben unsere Linie durchbrochen. Nimm dir ein Gewehr und komm mit mir, damit wir uns nicht verlieren, es ist ein grausames Durcheinander!»

Ich überlegte kurz.

«Nein, ich kann jetzt hier nicht weg. Ich glaube, unsere ganze Sanidad ist getürmt; wenn Verwundete gebracht werden, ist kein Mensch da. Geh nur wieder vor, wir finden uns dann schon wieder!»

Wir gaben uns rasch noch einen Kuß und Erwin rannte über die Straße. Ich schaute ihm nach, sah ihn im Schützengraben verschwinden, noch einmal schaute er sich nach mir um, grüßte mit geballter Faust, schwenkte nochmal sein Gewehr über den Grabenrand und ging mit den spanischen Kameraden vor. Werden wir uns wieder sehen?

Doch jetzt durfte man den Kopf nicht verlieren. Ich machte mich sofort daran, die Milizsoldaten, die hier herumstanden, hinauszuschicken. Mit meinen wenigen Kenntnissen in der spanischen Sprache gelang es mir auch. Murrend verließen sie den Raum, doch einmal draußen, gingen sie wieder mit vor, um den Durchbruch der Faschisten aufzuhalten. Nachdem sich einer unserer Räume geleert hatte und ich noch schnell einem der Soldaten einen blutenden Finger verband, ging ich hinüber in den andern Raum. Die beiden Kollegen waren noch immer mit dem Schwerverwundeten beschäftigt. Da kam Kamerad Scotti auf mich zu, er hielt einen Revolver in der Hand.

«Was machst du noch hier? Geh sofort zu den andern. Die Straße hinauf auf der linken Seite wirst Du sie finden.»

«Si, si, hombre, ich gehe schon, wenn es sein muß!»

Ohne mich weiter um ihn zu kümmern, ging ich nun daran, auch hier die herumstehenden Milizen hinauszuschicken. Da ich eine richtige Wut über diese Drückeberger hatte, ging ich nicht gerade freundlich mit ihnen um und sie ihrerseits wiederum wußten genau, daß sie nicht hierher gehörten und kleinlaut verschwand einer nach dem andern. Zuletzt stand

nur noch eine kleine Gruppe von sechs Mann in einer Ecke. Ich hatte sie schon seit einer Weile bemerkt.

«Was wollt ihr hier? Die Faschisten sind doch draußen!» Dabei zeigte ich in der Richtung nach der Medizinischen Klinik.

«Wie können wir ohne Gewehre dort hin?»

«Wo habt ihr denn Eure Gewehre?»

Ich wartete gar nicht erst recht ihre Antwort ab und hörte nur noch von einem Haus, welches eingestürzt war, wobei die Gewehre verschüttet wurden. Ich winkte ihnen, mit mir zu kommen, denn mir war sofort eingefallen, daß wir noch Gewehre von Verwundeten irgendwo aufbewahrt hatten. Richtig, sie standen noch da, fünf Stück, jeder griff rasch zu. Nun fehlt noch Munition. Wieder zeigte ich ihnen, wo sie welche finden konnten, denn auch die Gewehrkugeln hatten wir den Verwundeten abgenommen. Nun war in diese Kameraden wieder Begeisterung gekommen. Sie rüsteten sich, so gut sie konnten aus und gingen wieder mit vor in die Schützengräben. Nochmals winkten sie mir mit geballter Faust zu und entschwanden meinen Blicken.

Scotti kam nun schon ein zweites Mal und befahl mir ganz energisch, von hier zu verschwinden. Da es nun nichts mehr zu tun gab, Verwundete waren keine mehr gebracht worden, sah ich auch ein, daß ich mich etwas besser in Sicherheit bringen sollte. Einen Eimer, der gerade zur Hand war, füllte ich mit dem nötigsten Verbandsmaterial, alle die kostbaren Instrumente, Scheren, Pincetten und vieles andere mehr, das wir besaßen, packte ich dazu. Dann setzte ich mir einen Stahlhelm, der auch noch von einem Verwundeten dalag, auf, klemmte noch einige Flaschen mit Alkohol und Wasserstoffsuperoxyd unter den Arm und machte mich auf den Weg.

Beim Ueberqueren der Straße hatte ich den Platz Moncloa im Rücken.

Sssssst ... sssssst ... sausten da Kugeln vorbei.

Ich rannte was ich konnte, mit eingezogenem Kopf, durch den Kugelregen nach der gegenüberliegenden Häuserreihe.

Von allen Seiten kamen diese unsichtbaren Dinger geflogen ... petsch ... petsch ... tönte es vor und neben mir, es waren Explosivkugeln. Diese Art Geschosse explodieren beim Aufschlag und verursachen ganz scheußliche Wunden, ähnlich denen der Dumdumgeschosse.

Doch ich hatte wieder Glück gehabt, unverletzt kam ich zu den schutzbietenden Häusern, lief die Straße hinauf und im

ersten festen Gebäude machte ich Halt. Ich wunderte mich, daß ich noch am Leben war...

* * *

Der Abend war gekommen. Obwohl wir noch immer heftig schießen hörten, war der feindliche Durchbruch doch aufgehalten worden. Bei all dem Durcheinander, der anfänglich bei der Verteidigung Madrids herrschte, trotz dem großen Materialaufwand und uns weit überlegenen Waffen, mit denen uns der Feind angriff, war es ihm nicht gelungen, weiter als bis ins Universitätsviertel zu kommen. Den Fliegern, die das ganze Viertel mit schweren Bomben belegt hatten, den schweren Tanks, die schon bis auf den Platz Moncloa kamen, standen unsere Milizen mit Gewehren und Handgranaten gegenüber. Doch der eiserne Wille, Madrid nicht in Mörderhände zu übergeben, der eiserne Wille, für Freiheit und Recht zu kämpfen, war stärker als der uns bei weitem überlegene Gegner. Wenn man all die Mängel auf der Seite der Republikaner, der Stärke, der von ausländischen faschistischen Staaten unterstützten Rebellen gegenüberstellt, so ist dieser Tag, der 16. November 1936, an dem die Faschisten einen Teil des Universitätsviertels besetzten, auch ein Tag des Sieges des spanischen Volkes, einer jener glorreichen Tage des heldenhaften Verteidigungskampfes von Madrid.

Käthe Hempel.

Die Volksfront Spaniens an die Freiwilligen

Bewegt entläßt unser Spanien die internationalen Freiwilligen, die so viel zu seiner Verteidigung beigetragen haben.

Es entläßt sie mit unendlicher Dankbarkeit und einem tiefen Gefühl der Brüderlichkeit. Bürger unserer Erde geworden durch die Aufopferungen und ihren Heroismus, lassen sie in dem Herzen eines jeden Spaniers ein Andenken, das nie verlöchen wird.

In der Heftigkeit des Kampfes und der Arbeit, mit der wir weiterhin unsere Unabhängigkeit verteidigen, werden wir wahrhaften Spanier immer das Beispiel der Tapferkeit und Großherzigkeit vor Augen haben, das uns diese wirklichen Freiwilligen gaben, um so ihrer würdig zu werden.

Die Internationalen kamen nach Spanien, als der scheinbare Bürgerkrieg sich als Invasionskrieg entlarvte. Von den verschiedensten Ländern aller Weltteile kamen sie aus eigenem Antrieb. Einige unter ihnen waren Flüchtlinge vor dem in ihren Ländern eingeführten Terror; Männer verschiedener Religionen und Parteien, Männer ohne Religion und ohne Partei, alle hielt das gleiche Empfinden zusammen. Sie waren gekommen, um ihr Leben einzusetzen — das viele für immer in unserer Erde ließen — für die Demokratie und die Unabhängigkeit unseres Spaniens. Sie sind das lebendige Symbol der antifaschistischen Weltfront.

In den härtesten Kämpfen unseres Krieges, in Madrid, bei Guadalajara, bei Brunete, im Aragon, am Ebro, kämpften sie an unserer Seite in den vordersten Reihen unseres Volksheeres. Und als auf den Hügeln der Sierra de Pandols und der Sierra de Caballs die Freiwilligen fortsetzten, den Frieden

und die Zivilisation zu verteidigen, mußte die Republik — stärker und militärisch befähigter denn je — von ihnen das schmerzliche Opfer erbitten: Spanien zu verlassen, um den Triumph gegen den Faschismus zu erleichtern.

Die, welche uns bis heute mit dem Gewehr verteidigten, müssen die Front wechseln. In den entsprechenden Ländern, in den Orten, wo man sie hinleitet, werden sie sich in Gesandte unserer Sache umwandeln, wobei der Name Spaniens, dessen Einheit sie so kennenlernten — dazu dienen wird, die Antifaschisten der Welt in ihrer unaufhaltsamen Solidaritäts- und Hilfsbewegung zusammenzuschmelzen.

Ein jeder der Freiwilligen der Freiheit wird die Wahrheit unseres Kampfes, das Geheimnis des Widerstandes des spanischen Volkes gegen die ausländischen Invasoren in die Welt rufen: **Die unzerstörbare Einheit unseres Volkes, als einzig möglichen Weg, um die Welt vor Barbarei und Sklaverei zu retten.**

Beim Verlassen unseres Vaterlandes, das immer, **immer** das ihre sein wird, wollen wir die heroischen internationalen Freiwilligen verabschieden mit dem feierlichen Versprechen, daß das Spanien der Volksfront, Spanien, um das sie mit so viel Uneigennutz zu kämpfen wußten, verstehen wird, sich zu verteidigen und die Sache triumphieren zu lassen, für welche wir uns in zwei Jahren auf den Schlachtfeldern zusammenschlossen.

Das Nationalkomitee der Volksfront.

In Francos Kriegsgefangenschaft

Der Basler **Konrad Schmidt,** der sich mit anderen Schweizern zusammen ein Jahr lang in Kriegsgefangenschaft befand, berichtet uns darüber:

Im August 1937 eilte auch ich nach Spanien, um dort für die Freiheit und Demokratie zu kämpfen. Damals war es bereits in der ganzen Welt bekannt, daß fremde Truppen das spanische Volk überfallen hatten und einen blutigen Krieg führten zur Niederwerfung der Republik. Als ich nach Spanien ging, vollendete ich eben mein zwanzigstes Altersjahr und sollte in die Rekrutenschule einrücken. Doch ich fand, daß meine Hilfe in Spanien notwendiger sei und war mir auch bewußt, daß ich bei meiner Rückkehr in die Schweiz, nach den Erfahrungen in Spanien, ein besserer Soldat sein werde, als wenn ich nur die Rekrutenschule besucht hätte.

In Spanien wurde ich der 11. Internationalen Brigade zugeteilt und kam dort in das bekannte Bataillon «Hans Beimler», das von dem Schweizer Max Doppler kommandiert wurde. Als Meldeläufer im Bataillonsstab hatte ich Gelegenheit, die Gefahren des Krieges kennen zu lernen, besonders während der schweren Kämpfe um Teruel, im Januar und Februar 1938, wo es sehr heiß zu- und herging. Während diesen Kämpfen fiel auch unser von allen Kameraden geachteter Bataillonskommandant Max Doppler.

Im März 1938, als die Faschisten gegen das Meer vorstießen, um Zentralspanien von Katalonien abzutrennen, lag unser Bataillon in der Nähe von Gandesa, wo unsere Linien einen Sack in das feindliche Gebiet hinein bildeten. Ende März wurde dieser Sack von den Faschisten abgeschnitten und wir saßen in der Falle.

Eingekreist

Am 31. März war ich einer Ambulanz zugeteilt und befand mich einige hundert Meter hinter unserer Linie, am äußersten Zipfel des Sackes. Der Arzt und die anderen Kameraden fuhren mit einem Wagen voll Verwundeten weg und ich blieb mit einem spanischen Kameraden zur Bewachung der Ambulanz zurück. Auf einem Feldsessel machte ich's mir gemütlich und rauchte meine Pfeife. Doch eine Stunde um die andere verging, ohne daß der Arzt und die anderen Kameraden zurückkehrten. Bereits wurde es Abend und immer noch waren wir allein. Das kam mir schon nicht mehr ganz geheuer vor. Auch der neben mir sitzende spanische Kamerad schaute mich von Zeit zu Zeit mit einem verstörten Blick an, doch sagte er kein Wort und auch ich teilte ihm nichts von meinen Befürchtungen mit.

Da sah ich plötzlich, wie unsere Truppen von der Front zurückgingen. Zuerst glaubte ich, es handle sich nur um einige Drückeberger, doch bald sah ich, daß ganze Einheiten sich zurückzogen. Ein Deutscher, der mich kannte, kam auf mich zu und flüsterte mir ins Ohr: «Wir sind abgeschnitten, sage es aber niemanden!» Jetzt ergriff ich mein Gewehr, einige Handgranaten und machte mich davon. Es war mir nicht klar, wie ich die Ambulanz mitnehmen sollte, da zwei Mann unmöglich die vielen Geräte und Einrichtungen mittragen konnten. Andererseits war ich für die Ambulanz verantwortlich und konnte sie nicht im Stiche lassen. Ein Camion, der in der Nähe anhielt, brachte die Lösung, indem der Chauffeur mir erlaubte, die Ambulanz aufzuladen und selbst aufzusitzen.

Unterdessen war die Nacht hereingebrochen. Wir hatten immer noch die Hoffnung, irgendwie aus der Sackgasse herauszukommen. Wir waren zudem im Vorteil, da der Camion uns ermöglichte, die anderen zu überholen. Auf der Straße bewegte sich ein langer Zug Soldaten und neben der Straße ritten Kavalleristen. Bald hatten wir die anderen überholt und erreichten eine kleine Ortschaft. Plötzlich hörten wir ganz in der Nähe Gewehrfeuer und glaubten schon, in die faschistische Linie geraten zu sein. Doch es war ein englischer Freiwilliger, der in das Munitionsdepot hineinschoß, um es in die Luft zu sprengen. Wir hielten ihn davon ab und luden die Munition auf unseren Camion. Als wir die Ortschaft Batea erreicht hatten, war die Straße gesperrt und wir mußten Feld-

wege zur Weiterfahrt benutzen. Vor dem Dorf Vilbalba mußten wir anhalten, denn wir hörten deutliches Geschrei und vernahmen die Rufe: «Viva Franco; Arriba Espana!» Jetzt wußten wir natürlich, welcher Wind hier pfiff. Der Hauptmann welcher sich auf unserem Camion befand, befahl uns Kettenposten bis zum Dorf zu bilden, um zu erfahren, was dort los sei. Die vordersten zwei waren der Hauptmann und ich. Bald hörten wir vor uns sprechen. Es waren zwei Faschisten auf Vorposten, die von den «Rojos» sprachen und jetzt waren wir selbstverständlich ganz im Bilde und versuchten so rasch als möglich von hier fortzukommen. Als wir zurückkehrten rief uns plötzlich jemand «Halt!» entgegen und hielt uns einen Gewehrlauf unter die Nase. Schon glaubten wir, unsere Stunde habe geschlagen, doch es war wieder der halbverrückte Engländer, der vorher versucht hatte, das Munitionsdepot in die Luft zu sprengen. Wir hatten auf diesen Kerl eine unbeschreibliche Wut.

Wir schwenkten nun nach rechts ab und marschierten die ganze Nacht über Berg und Tal und Stock und Stein. Da ich die vorhergehende Nacht schon nicht geschlafen hatte, mußte ich während dem Marschieren eingenickt sein und mich im Halbschlaf fortbewegt haben. Jedenfalls bemerkte ich, als der Morgen graute, daß ich meine Kameraden verloren hatte und mich mitten unter amerikanischen und kanadischen Freiwilligen befand. Wir marschierten in der Richtung Gandesa, da wir bestimmt damit rechneten, daß Gandesa noch vom Feinde frei sei. Doch wir hatten uns bös verrechnet, denn als wir eine Hochebene erreichten, von der wir in den Talkessel hinunter sehen konnten, sahen wir, wie die faschistischen Tanks in Gandesa einfuhren. Der Ring um uns war geschlossen.

Die Freiwilligen, unter denen ich mich befand, waren Angehörige des Bataillons «Abraham Lincoln». Auch der Kommandant dieses Bataillons, ein amerikanischer Universitätsprofessor, befand sich unter ihnen. Er gab uns Befehl, von der Hochebene in die Schlucht hinunter zu steigen. Doch als wir in die Schlucht kamen, gerieten wir in ein Kreuzfeuer faschistischer Maschinengewehre. Es war schrecklich, welche Verheerung dieses Feuer unter uns anrichtete. Die Amerikaner und Kanadier, alles große und stark gebaute Kerle, fielen massenweise. In wenigen Minuten bildeten sich ganze Hügel von Leichen. Ich verdanke meine Rettung nur dem Umstand, daß ich mich sofort, als wir Feuer bekamen auf den Boden

warf. Ich beobachtete noch, wie der Bataillonskommandant mit seinem Adjutanten auf eine Hütte zurannte. Die Kugeleinschläge zeigten, daß die Faschisten die beiden mit dem Feuer verfolgten und abzuschießen versuchten. Doch dies gelang ihnen nicht und der Kommandant erreichte die Hütte. Später erfuhr ich dann, daß er in jener Hütte gefangen genommen wurde.

Rettungsversuche

Uns blieb nichts anderes übrig als so schnell wie möglich zurückzukriechen, um aus dem Kreuzfeuer der Maschinengewehre herauszukommen. Von den zirka 700 Mann, die wir noch vor wenigen Minuten gewesen waren, gelang es nur 40 sich zu retten. Der größte Teil war gefallen und andere gerieten in Gefangenschaft. Noch ein einziger Offizier, ein Kapitän, war übrig geblieben. Er befahl uns, auf dem Plateau, das viele kleine Hügel aufwies, in Deckung zu gehen. Dieser Tag, der 1. April, war fürchterlich heiß. Nirgends hatte es Wasser und gegessen hatten wir schon längere Zeit nichts mehr. Wir verkrochen uns in die Büsche und warteten auf die schützende Nacht.

Auf einmal sahen wir, wie gerade uns gegenüber in einer Entfernung von 100 Meter, auf einem Hügel, eine Batterie der Faschisten in Stellung ging. Offenbar hatten diese keine Ahnung, daß wir in der Nähe waren. Ohne langes Besinnen eröffneten wir das Feuer. Die Faschisten waren völlig überrascht und da sie keinerlei Deckung hatten, rannten sie um die Kanonen herum. Uns war dies eine kleine Revanche für die Abschlachtung unserer Kameraden in der Schlucht. Durch diese Schießerei kamen wir aber um alle unsere Gewehrmunition. Wir besaßen ein leichtes Maschinengewehr und dazu noch eine einzige Gurte Munition. Diese verschossen wir, als eine faschistische Kavallerieabteilung auf uns zukam. Es gelang uns die Kavalleristen zurückzutreiben und ihnen die Lust für weitere Angriffe zu nehmen.

Endlich brach die Nacht herein. Der Hauptmann teilte uns in Gruppen von je vier oder fünf Mann auf. Jede dieser Gruppen sollte während der Nacht versuchen, sich durch die faschistische Linie zu schlagen, denn wir waren vollständig eingekreist und angesichts der feindlichen Uebermacht war gar nicht an einen gewaltsamen Durchbruch zu denken. Ausgerechnet in meine Gruppe kam ein alter Amerikaner, an des-

sen einem Marschschuh eine Sohle los war. Immer wenn wir uns versuchten durchzuschleichen, wurden wir durch den Lärm verraten, den die klappernde Sohle verursachte. Alle unsere Vorstellungen bei dem amerikanischen Kamerad, er solle doch in Dreiteufelsnamen die Sohle festbinden, nützten nichts. Wir kamen in der ersten Nacht nicht durch. Während dem Tag lagen wir wieder hungernd und durstend in den Büschen und versuchten es dann die nächste Nacht wieder. Doch es gelang wieder nicht. Drei Tage und drei Nächte unternahmen wir solche Versuche und immer mißlangen sie. In unserer Gruppe waren wir nur noch drei Mann, der alte Amerikaner und ein anderer Kamerad waren gefallen. Nur ganz wenige Gruppen kamen durch. Ein Großteil der Kameraden war gefallen, da die faschistischen Wachtposten, sobald sie das geringste Geräusch hörten, Handgranaten warfen. Andere Kameraden gerieten in Gefangenschaft.

So kam der 4. April. Wir lagen in den Büschen und waren durch Hunger und Durst so geschwächt, daß wir fast ohnmächtig wurden. Nun beschloß ich, etwas Eßbares aufzutreiben, selbst auf die Gefahr hin, deswegen das Leben lassen zu müssen. Ich forderte die anderen Kameraden auf mitzukommen. Doch keiner wollte mitkommen und so entschloß ich mich schließlich, allein zu gehen.

Nachdem ich eine halbe Stunde gelaufen war, kam ich zu einem Bauernhaus. Ein junges Mädchen wusch vor dem Hause die Wäsche. Als sie mich in meinem verwahrlosten Zustande sah, frug sie sofort: «Republikaner?» Als ich bejahte, fragte sie «Hunger?» Das brauchte ich nicht zu bejahen, denn offenbar sah sie mir dies an. Sie rief nach dem Vater, der aus dem Haus trat. Nachdem er mich gesehen hatte, holte er sofort etwas zum Essen. Er brachte mir ein riesiges Stück Brot mit Eier darauf sowie zwei Liter Wasser und ein Liter Wein. Ich schlang und goß dies alles in mich hinein, wie ein Tier. Das Mädchen betrachtete mich mitleidig und fing in französischer Sprache ein Gespräch mit mir an. Sie erzählte mir, daß sie längere Zeit in Frankreich gearbeitet habe.

Gefangen!

«Alto!» — dieser Ruf riß mich aus dem Gespräch. Hinter dem Haus hervor waren zwölf faschistische Soldaten mit einem Sergeanten getreten. Sie richteten alle die Gewehre

auf mich. Doch die Anwesenheit des Mädchens rettete mir das Leben, denn die Faschisten wollten anscheinend sich als «Caballeros» aufspielen und verzichteten deshalb darauf, mich vor den Augen des Mädchens abzuknallen. Sie führten mich hinter das Haus und ich glaubte bestimmt, daß jetzt mein letztes Stündlein geschlagen habe. Merkwürdigerweise empfand ich nicht einmal Angst, sondern nur eine schreckliche Müdigkeit. Ich war in einem Zustand, wo mir alles gleich war. Einen Moment ging mir noch der tröstliche Gedanke durch den Kopf, vor dem Sterben doch noch einmal gut und genug gegessen und getrunken zu haben.

Hinter dem Haus ließen jedoch die Faschisten die Gewehre sinken und machten sich daran, mich auszuplündern. Alles wurde mir weggenommen, die Wolldecke, die Zeltbahn, die Uhr, das Geld, der Tabak, alle Kleinigkeiten, die man zum persönlichen Bedarf auf sich trägt. Darauf nahmen sie mich in ihre Mitte und führten mich auf die Straße nach Tortosa. Ich war in die Kriegsgefangenschaft Francos geraten.

Unterwegs boten mir die Faschisten eine Zigarette an, aber da sie mir den Tabak weggenommen und mich überhaupt wie Räuber ausgeplündert hatten, verschmähte ich die Zigarette, indem ich als Antwort irgendeinen Fluch hervorstieß. In Gandesa bot sich mir ein schreckliches Bild. Die Stadt war von den ständigen Fliegerbombardements völlig zusammengeschossen. Jedoch der schrecklichste Anblick waren die unzähligen Leichen. Die Leichen waren wie Sandsäcke der Straße entlang zu einer Palissade aufgestapelt worden. Eine ganze militärische Einheit der Republikaner mußte in Gefangenschaft geraten und von den Faschisten niedergemetzelt worden sein. Da es sehr heiß war gingen die Leichen schon in Verwesung über und verbreiteten einen fürchterlichen Gestank. Als ich diese Berge von Leichen sah, da war es für mich klar, daß es auch mit mir bald zu Ende ginge und daß auch mein Leichnam bald bei den anderen liegen würde.

In der Stadt wurde ich auf einen Platz geführt und dort wie ein seltenes Stück zur Schau gestellt. Faschistische Soldaten und besonders viele Italiener bildeten einen Kreis um mich und beschimpften mich in allen Tonarten. Doch ich hörte kaum darauf, ich war so müde, daß mir alles gleichgültig war.

Nach einiger Zeit wurde ich schließlich in das Gefängnis abgeführt. Abends um 8 Uhr trafen alle meine anderen Kameraden ebenfalls im Gefängnis ein. Sie waren durch Hundepatrouillen aufgestöbert und gefangen genommen worden.

Ich war insofern im Vorteil, indem ich etwas gegessen hatte, denn im Gefängnis gab es nichts. Wir standen unter italienischer Bewachung und wurden am anderen Tag auch von Italienern und auf italienischen Camions nach Alcaniz geführt. Diesem Umstand verdankten wir auch unser Leben. Die Italiener waren nämlich daran interessiert, internationale Freiwillige gefangen zu nehmen, weil diese meistens gegen Italiener ausgetauscht wurden, die auf republikanischer Seite gefangen waren. Hätten die spanischen Faschisten zu befehlen gehabt, würde man uns sicher kurzerhand über den Haufen geschossen haben. Wir hatten dann später noch Gelegenheit, die Grausamkeit der Navara-Faschisten kennen zu lernen.

Bei den «Kulturträgern»

In Alcaniz wurden wir in die Kirche geführt. Ein ekelhafter Gestank schlug uns entgegen, als wir die Kirche betraten. Einige hundert Gefangene befanden sich schon darin und da kein Fenster offen war und auch keiner austreten konnte, herrschte ein Gestank, der einem zum Erbrechen reizte. Wenn einer von uns seine Notdurft verrichten sollte und von der faschistischen Wache verlangte herausgelassen zu werden, so wurde ihm dies verweigert. Die Faschisten wiesen mit den Händen grinsend auf den Hochaltar und sagten uns, wir sollten dort unsere Notdurft verrichten! So wurden wir von diesen Faschisten, die sich «Kulturretter» und «Beschützer der Religion» nennen, gezwungen, aus dem Hochaltar der Kirche eine Latrine zu machen! Zwei Tage verbrachten wir so in dieser Kirche und kamen in der vergifteten Luft fast um. Eine Decke hatte keiner von uns und alle mußten auf dem kalten Steinboden schlafen.

Nach zwei Tagen wurden wir von Italienern abgeholt, an den Bahnhof gebracht und dort in Viehwagen verladen. Die Wagen wurden abgeschlossen und wir brachten darin einen Tag und eine Nacht zu, ohne einmal etwas zu essen oder zu trinken oder auch nur einmal austreten zu können. So kamen wir schließlich nach Saragossa, wo man uns in die Militärakademie brachte und dort einsperrte. Hier wurden wir zum erstenmal verpflegt. Dann kam ein «Politkommissar» Francos — ein sehr beleibter Herr Pfarrer — zu uns und hielt eine Ansprache, die mit dem Satz endete: «General Franco wird euch Geld geben und euch dann in euere Länder schik-

ken». Es gab natürlich keinen unter uns, der an die Echtheit dieses Honigs, den man uns da um den Mund strich, glaubte.

Am anderen Morgen wurden wir wieder verladen und von Saragossa nach Burgos geführt. 40 km außerhalb Burgos führte man uns in das alte Kloster San Pedro de Cardeña, das in ein Konzentrationslager für Kriegsgefangene umgewandelt worden war. Es befanden sich darin zirka 4000 spanische und 700 internationale Gefangene. Die Spanier mußten sich im rechten Flügel, die Internationalen im linken aufhalten. Wir wurden in eine große Halle gesperrt. Jeden Morgen wurden wir in den Hof befohlen, wo die Faschisten zwei Stunden Exerzierübungen mit uns veranstalteten. Man mußte «Linksum» und «Rechtsum» machen bis einem schwindlig war. Hier hatte ich Gelegenheit, die bestialische Grausamkeit der spanischen Faschisten kennen zu lernen. Die mit den roten Mützen, die «Requetes», waren die Aergsten. Morgens, wenn wir auf den Hof beordert wurden, mußten wir immer durch eine schmale Tür. Links und rechts neben der Tür stand ein Faschist. Jeder hatte einen «Munifisel» in der Hand, einen Stock, an dem sich vorne ein Stück Leder und eine Kugel befand, wie bei einem Totschläger. Jedem Gefangenen, der durch die Tür kam, wurden zwei Schläge verabreicht. Zwei klatschende und schmerzende Hiebe, einer von links und einer von rechts, das war die übliche Morgenbegrüßung.

Wenn die Faschisten an der Front hohe Verluste hatten, wurden wir dafür verprügelt. Wenn sie Siegesfeiern veranstalteten und sich vollsoffen, wurden wir ebenfalls verprügelt. Es blieb sich also für uns gleich, ob die Faschisten freudig oder wütend waren, denn in beiden Fällen bekamen wir Prügel. Besonders gefürchtet waren die Schläge mit dem Revolverkolben. Die Faschisten schlugen gerne mit dem Revolverkolben auf die Köpfe der Gefangenen. Dadurch gab es nicht nur Beulen, sondern Löcher und schlimme Wunden.

Sehr oft wurden wahllos Gefangene herausgegriffen und zur «Kur» auf die Wachtstube geholt. Der Schweizer Mettler, welcher der Jüngste unter uns war, hatte ebenfalls das Pech einmal in die «Kur» zu kommen. Eines Tages schrie ihn ein Faschist an: «Du hast ein Messer!» Erstaunt erwiderte Mettler: «Nein, ich wüßte nicht, wo ich ein Messer haben sollte!» Darauf schrie der Faschist: «Doch Du hast ein Messer — komm mit!» Als nach einer halben Stunde Mettler wieder zurückkam — er konnte nicht mehr allein gehen, sondern mußte förmlich geschleppt werden — sah er erbarmungswür-

dig aus. Der ganze Rücken war dick aufgeschwollen und an mehreren Stellen die Haut geplatzt. Auf dem Kopfe hatte er mehrere Wunden. Er mußte sofort ins Krankenzimmer überführt werden, wo er mehrere Tage lag, um die ärgsten Wunden zuheilen zu lassen. Die Faschisten hatten ihn in der Wachtstube auf den Tisch gelegt und solange mit Stöcken geschlagen bis er in Ohnmacht fiel. Noch heute zeugen die vielen Narben auf Mettlers Rücken und Kopf von den «Kulturtaten» der faschistischen «Erneuerer» Spaniens.

Zehn Monate brachten wir in diesem Konzentrationslager zu. Ständig hatte ich Hunger, denn das Essen war sehr knapp und sehr eintönig. Aber wenn wir glaubten, das Aergste überstanden zu haben, so hatten wir uns schwer getäuscht. Eines Tages hieß es, wir würden gegen Italiener ausgetauscht, der Austausch werde vom Roten Kreuz vorgenommen. Wir wurden am gleichen Tag, am 21. Januar 1939, ins Provinzialgefängnis in Burgos überführt und von dort zum Bahnhof gebracht.

Wir landeten in San Sebastian und glaubten schon in wenigen Stunden auf französischem Boden zu sein. Doch wir mußten vorher noch eine lange «Kur» durchmachen. Am Bahnhof San Sebastian wurden wir mit schweren Handketten gefesselt und ins Gefängnis Ondarreta überführt. Das war ein scheußliches Gefängnis. Die Zellen befanden sich tief im Boden und es herrschte darin völlige Finsternis. Wir waren elf Schweizer zusammen in einer Zelle, neben uns waren drei spanische republikanische Flieger und ein Tscheche. Alles zusammen waren wir zirka 250 Mann in diesem unterirdischen Verließ. Der größte Teil bestand aus Engländer, die ebenfalls gegen Italiener ausgetauscht werden sollten.

Nachts erwachten wir immer, da große Ratten einem über das Gesicht, über die Hände oder Beine liefen. Am schlimmsten aber war es, wenn das Meer drückte. Wir hörten ständig das Donnern des Meeres, da das Gefängnis ganz in dessen Nähe lag. Wenn starke Flut war, dann drückte das Meerwasser durch die Aborte, die sich in jeder Zelle befanden, und in kurzer Zeit war alles überschwemmt. Das Wasser war jedoch nicht einmal so schlimm, sondern der Gestank, der sich verbreitete, wenn die Aborte durch den Druck des Meerwassers regelmäßig in die Zellen entleert wurden. Bei diesen Ueberschwemmungen konnten wir dann jeweilen in den Gang flüchten, aber auch dorthin drang der unheimliche Gestank.

Jeden Tag wurden wir in den Gefängnishof geführt und dort verlas uns der Gefängniskommandant die Heeresberichte des Franco-Generalstabes. Jedesmal schloß er die Verlesung mit einem «Viva Franco!» Es mußte den Faschisten eine besondere Wollust bereitet haben, vor uns heruntergekommenen, halbverhungerten Gestalten, in verfaulten zerrissenen, verdreckten und verlausten Kleidern, sich als Sieger zu brüsten. Hier vernahmen wir auch den Fall von Barcelona.

Das Essen bestand jeden Tag aus gekochtem Wasser, darin sich Brot und Oel befand. Am Morgen gab es eine schwarze Kaffeebrühe.

Ein Schweizerkonsul «empfängt» uns

Zehn Wochen mußten wir in diesem Gefängnis aushalten bis wir endlich ausgetauscht wurden. Mit Autocars brachte man alle nach Irun und dort jagte man uns, samt Flöhen und Läusen, über die internationale Brücke nach Frankreich. Auf der anderen Seite empfing uns der Schweizerkonsul von Burgos. Die ersten Worte, die dieser «Landsmann» zu uns sprach, lauteten: «So, habt ihr nun genug von der Republik?» Einer von uns antwortete sofort scharf und treffend darauf: «Nein, von der Republik haben wir nicht genug, aber von Herrn Franco!» Darauf blieb der Konsul eine Antwort schuldig. Er sagte noch, er habe uns ein Morgenessen bezahlt, gab jedem dreißig französische Franken und machte sich dann davon. Bezeichnenderweise war der Chauffeur dieses Schweizerkonsuls ein Deutscher!

Die Angehörigen aller anderen Nationen hatten es besser. Sie konnten sofort baden und bekamen Kleider und Wäsche. Als wir ins Restaurant gehen wollten, um dort das Morgenessen einzunehmen, wurde uns der Eintritt verweigert. Der Restaurateur sagte uns, es sei ganz unmöglich, daß wir in den verfaulten und verlausten Kleidern hinein könnten. Schließlich erbarmte sich unser ein englischer Konsulbeamter, der uns ermöglichte, zu baden, und alle mit blauen Ueberkleidern ausstattete.

Von der Grenze fuhren wir dann nach Bordeaux, wo wir spät abends ankamen. Der dortige Schweizerkonsul war sehr nett zu uns. Er war entsetzt, als er uns in unserem Aufzug erblickte. Wir hatten wohl jeder ein blaues Ueberkleid, aber keine Hemden und keine Socken. Der Schweizer Allenspach hatte zudem keine Schuhe mehr und nur Wolltuchfetzen um

die Füße gewickelt. Der Konsul sagte uns, daß der Konsul in Burgos kein Wort davon berichtet habe, daß wir Kleider und Wäsche benötigten. Wenn er nur ein Wort gesagt hätte, dann wäre dies beschafft worden. Jetzt war es zu spät, da die Läden schon geschlossen hatten. Dafür ließ uns aber der Konsul ein gutes Nachtessen servieren. Da wir gleich weiter mußten, wurde die Reise in den gleichen Lumpen fortgesetzt und in diesem Zustande wurden wir von der französischen Polizei an die Schweizergrenze bei Genf geführt. Auf der anderen Seite wurden wir von der Bundespolizei in Empfang genommen.

Ich muß wirklich sagen, daß der Empfang, den die Behörden unserer Heimat uns bereitet haben, nicht besonders ermutigend war.

Konrad Schmidt.